MEINE ERLEBNISSE.

VON

FERDINAND ARLT.



/.

MEINE

ERLEBNISSE.

VON

FERDINAND ARLT.

Primum medici est humanitas.

MIT ZWEI PORTRÄTS,
IN HELIOGRAVURE UND LICHTDRUCK, UND DER FACSIMILE-
REPRODUCTION EINES BRIEFES.



WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1887.

INHALT.

		Seite
Einleitung		1
I.	Das Elternhaus	3
II.	Die Dorfschule	8
III.	Am Gymnasium	12
IV.	Am Lyceum	20
V.	An der Universität	25
VI.	Die ersten zehn Jahre ärztlicher Thätigkeit	34
VII.	Meine Thätigkeit als Lehrer an der Universität	44
VIII.	Verhältniss zu meiner Familie, meinen Schülern, Freunden und Collegen	85
IX.	Mein Gesundheitszustand	95
X.	Letzte Lebensjahre, Krankheit und Tod. Von Otto Becker	97

Literarische Thätigkeit und Auszeichnungen	117
Nachwort. Von Otto Becker	135
Arlt's Handschrift: Facsimile-Reproduction eines Briefes	145

MEINE ERLEBNISSE.



Primum medici est humanitas.

Motto: »Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewusst sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.«

Goethe, Benvenuto Cellini.

Als Professor Becker, der mir ein wahrer Freund geworden, zu Ostern 1885 mich besuchte, forderte er mich auf, meine Biographie zu publiciren; ich würde damit nicht nur zahlreichen Schülern ein willkommenes Andenken bieten, sondern auch manche jüngere Kraft zu unverdrossener Arbeit und zu muthigem Ankämpfen gegen äussere Hindernisse anspornen.

Ich habe in der That ein sehr bewegtes Leben hinter mir; ich habe durch wiederholtes Zusammentreffen günstiger Umstände mehr erreicht, als ich je zu hoffen wagen konnte. Nicht Ehrgeiz war es, der mich zu redlicher Arbeit anspornte, auch nicht Streben nach Erwerb über das zur Existenz Nothwendige: es war ein angeborener oder schon in den ersten Lebensjahren entstandener Drang zu steter Thätigkeit, später geregelt durch die Personen, welche auf meine moralische Erziehung Einfluss übten, und durch die kümmerlichen Lebensverhältnisse meiner Jugend, welche mir den einzuschlagenden Weg unerbittlich vorzeichneten.

Zu diesen, mehr von aussen gegebenen, Impulsen trat allmälig mit dem Bewusstsein der Menschenwürde das Pflichtgefühl, die Ueberzeugung, es sei meine Pflicht, der Menschheit in toto zu vergelten, was sie mir erwiesen, was ich ihr verdankte. Und als ich dann einen bestimmten Beruf gewählt und eine selbständige Stellung in der Gesellschaft erlangt hatte, als es galt, mein weiteres Fortkommen zu suchen, leitete mich der Grundsatz: handle bei strenger Pflichterfüllung in deiner jeweiligen Lage so, dass, wenn sich die äusseren Lebensverhältnisse günstig zeigen, du auch befähigt und würdig befunden werdest, in diese oder jene günstige Stellung einzutreten. Nur in diesem Sinne kann der alte Spruch: »Suae quisque fortunae faber erit« vernünftig gedeutet werden.

Talent und Arbeit allein genügen nicht, jemandem eine angesehene Stellung zu verschaffen; es müssen auch äussere günstige Verhältnisse dazu treten. Die günstigen Conjuncturen sind das, was man Glück zu nennen pflegt; die erlangte Stellung zum eigenen Frommen wie zum Wohle Anderer zu verwerthen, dazu gehört Lust und Kraft zur Arbeit und — Genügsamkeit. Unersättliches Verlangen nach Auszeichnung und Besitz führt nur zu leicht zur Unzufriedenheit mit dem Erlangten und zu Missgunst gegen Andere. Wer bei jedem Misserfolge, bei jedem Tadel, der ihn trifft, eine Entschuldigung für sich zur Hand hat, der leidet an Selbstüberschätzung oder an Trägheit (Mangel an Energie und Ausdauer).

I.

DAS ELTERNHAUS.

Ich wurde geboren am 18. April 1812 zu Obergraupen, einem Dorfe im Erzgebirge, an der südlichen Abdachung des sogenannten Mückenberges. Derselbe liegt 1½ Stunden nördlich von dem bekannten Badeorte Teplitz und ½ Stunde von der alten Bergstadt Graupen (am Fusse des Gebirges), in welcher sich die Pfarrei und die Schule befinden. Obergraupen, welches damals aus 60—70 Häusern bestand, war fast nur von Bergleuten bewohnt, welche den in Gängen und Klüften vorkommenden Zinnstein abbauten, nebstdem aber, da der tägliche Lohn nicht hinreichte, für eine Familie auch nur das Nothwendigste beizuschaffen, etwas Feldbau (Korn, Hafer, Kraut, besonders Erdäpfel) betrieben. Als Lohn für 11 Stunden Arbeit im Bergwerke erhielt ein Mann des Tages 33 Kreuzer Wiener Währung (15 Kr. W. W. = 6 Kr. Conventionsmünze = 10 Kr. östr. Whg.).

Mein Vater, der Sohn eines Revierjägers im Dienste des Fürsten Clary, war durch seinen Stiefvater bestimmt

worden, das Handwerk eines Bergschmiedes (Verfertigung und Instandhaltung der zum Bergbaue nöthigen Eisen- und Stahlwerkzeuge) zu ergreifen. Nachdem 1813 (vor der Schlacht bei Kulm) sein Stiefbruder, Schmied am Mückenberge, von französischen Plänklern erschossen worden war, hatte er die Schmiedearbeiten des Bergbaues allein zu besorgen. Obwohl er nebst der Schmiedewerkstätte noch ein Wohn- und Wirthschaftshaus mit circa 10 Joch Ackerland besass, konnte er doch für seine Familie (ich war unter 6 Kindern das viertgeborene) nur mit äusserster Anstrengung das zum Leben Nothwendige erwerben. Er war ein rechtschaffener, stiller, nur seiner Familie lebender Mann und genoss im Dorfe grosses Vertrauen, so dass er bald zum Gemeindevorstande gewählt wurde. Er war von zarter Constitution und erlag, wie wir sehen werden, relativ zeitig (im 59. Jahre) übermässiger körperlicher Anstrengung.

Meine Mutter, Tochter des Bergmannes Kohlschütten, hatte einige Jahre vor ihrer Verehelichung bei Bürgersleuten in Graupen gedient. Sie war von kräftiger Constitution und Jahr aus Jahr ein von 4, längstens 5 Uhr morgens bis abends 9 Uhr und darüber, theils im Hause, theils auf dem Felde unverdrossen thätig. Sie war von echter Religiosität und ertrug die herben Schicksalsschläge, welche sie später betrafen, mit wahrer Ergebung in die Fügung Gottes. Wenn sie in recht bedrängter Lage war, sagte sie: »Der Herr wird mir nicht mehr auferlegen, als ich ertragen kann« und war wieder guten

Muthes. Sie war es, welche nicht nur durch ihr Beispiel, sondern auch durch ihre strenge Zucht auf uns Kinder den mächtigsten Einfluss übte. Sie hielt uns zu Arbeit, Genügsamkeit, Wahrhaftigkeit und Gottesfurcht an; ihre Mildthätigkeit gegen Arme, oft ihre Mittel überschreitend, weckte in uns frühzeitig Mitgefühl für fremdes Elend.

Unser Elternhaus, mitten im Dorfe gelegen, war eines der grössten daselbst, 1 Stock hoch, ausser den Wohnräumen noch mit einem Kuhstalle und einer Scheuer versehen. Aus der nach Süden gerichteten Wohn-, besonders aber aus der Oberstube, übersieht man einen grossen Theil des böhmischen Mittelgebirges (von der Stelle, wo die Elbe dasselbe durchbricht, bis zu den Bergen von Brüx und deren Abflachung gegen Komotau) und die breite, von Westen nach Osten ziehende Thalmulde, in welcher Teplitz-Schönau liegt, während von dem schmalen, tief einschneidenden Thale der Biela nur Bilin sichtbar ist. Die Oberstube (damals unheizbar) diente uns Kindern auch im Winter als Schlafstelle. Vor dem Hause lag ein kleiner Gemüse- und Blumengarten, weiter bergab etwas Wiesen- und Ackerland, letzteres auch mit Kirschen- und einigen Apfelbäumen bepflanzt (Pflaumen werden nicht mehr reif); die übrigen Felder lagen 1/4 bis 1/2 Stunde entfernt.

Bei Benützung aller Arbeitskräfte — auch 4- bis 5jährige Kinder fanden entsprechende Verwendung — und strenger Sparsamkeit (unsere Nahrung bestand grösstentheils in Brod, Erdäpfeln, Milch und Butter, an Sonn-

tagen mit etwas Fleisch) hatte die Familie eben ihr Auskommen. Sobald ein Kind das 6. Lebensjahr vollendet hatte, wurde es bis Ende des 12. Jahres in die 1/2 Stunde entfernte Schule unten in Graupen geschickt, dabei aber so viel als möglich zu verschiedenen Arbeiten im Hause und auf dem Felde (z. B. Ausgraben von Kartoffeln, Holzverkleinern, Viehhüten u. dgl.) verwendet; Müssiggehen, Herumflaniren, Gesellschaft mit Cameraden aufsuchen u. dgl. war uns gewissermassen unmöglich. An Sonntagen wurde sehr oft der Nachmittag zum Vorlesen einzelner Abschnitte aus einer Bibel (lutherischer Uebersetzung) verwendet, welche der Vater wie ein Reliquium im Geheimen verwahrte.

Einmal, ich mochte 7 Jahre alt sein, beauftragte mich die Mutter, auf dem Heimwege von der Schule ein Krügel Blut mitzubringen. Das beim Schlachten von Kälbern aufgefangene Blut wird, bevor es gerinnen kann, mit einem Stäbchen rasch umgerührt und bildet dann eine gleichförmige Flüssigkeit, welche nach Beimengung von Semmelschnitten in einer Pfanne zu einer Art Wurst (in der Ofenröhre) gebacken wird. Als ich — es war an einem kalten Wintertage — gegen Abend mit dem Kruge eines der obersten Häuser von Graupen passirt hatte, glitt ich auf dem Glatteise aus, und — hin war das Blut und — begossen meine neuen kalbledernen Hosen. Da erbarmte sich des weinenden Knaben eine Bürgersfrau, nahm mich in's Haus und liess durch andere Schulknaben nach Hause sagen, dass

sie mich über Nacht bei sich behalten werde. Diese Frau habe ich circa 40 Jahre später am grauen Staare operirt und dadurch, dass sie wieder in ihrem Gebetbuche lesen konnte (sie starb im 92. Jahre), glücklich gemacht.

II.

DIE DORFSCHULE.

Als ich eben das 8. Jahr zurückgelegt hatte, kam eines Tages ein Stiefbruder meines Vaters, Dominik Schöttner, Schullehrer zu Weisskirchlitz (bei Teplitz) zu uns und machte den Eltern den Vorschlag, meinen Bruder Dominik oder mich zu ihm zu geben; er brauche einen Knaben, der ihm bei Versehung des Messnerdienstes und als Chorsänger behülflich sein und dabei sich selbst zugleich zum Schullehrer heranbilden könne. Die Eltern gingen auf den Vorschlag ein, indem sie hauptsächlich auf den zarter gebauten, zu gröberer Arbeit minder geeigneten Bruder Dominik reflektirten. Als aber der Vetter dann betonte, er möchte doch lieber mich nehmen, da Dominik schon beinahe 11 Jahre alt sei, mithin sich nicht mehr so leicht abrichten lassen werde, willigten sie endlich ein, und somit wurde ich gegen eine mässige Entschädigung für die Kost nach Weisskirchlitz gegeben.

Wenige Monate darauf starb die seit langer Zeit

schwer kranke Tante, eine Tochter in meinem Alter hinterlassend. Als dann der Vetter sich wieder verehelicht hatte, kamen über uns beide schwere Zeiten. Die zweite Frau war hochfahrend, hartherzig, der Tochter wie mir eine Stiefmutter im gewöhnlichen Sinne des Wortes und voll Affenliebe für ihre eigenen Kinder. Ich wurde ausser den Schulstunden zu allerhand häuslichen Verrichtungen verwendet, namentlich zum Kinderwarten und häufig zu Botengängen nach Teplitz. — Einmal im Spätherbste, wo der Boden morgens bereits gefroren war, musste ich, der noch keine Stiefel für den Winter erhalten hatte, barfuss — wie im Sommer durchaus — bei Anbruch des Tages nach Teplitz laufen, Seife zu holen, auf deren Besorgung zum Waschtage man vergessen hatte. Der Vetter selbst behandelte mich zwar strenge, aber nie hart, nie ungerecht. Selbst wenn er mich strafte — wir wurden mit einer Birkenruthe auf die vorgestreckte Hohlhand geschlagen — vermied er es, das Ehrgefühl abzustumpfen; nach der Strafe war er wieder ausgesöhnt. — Das war auch bei meinen Eltern der Fall.

Als ich an einem heissen Julinachmittage einmal von Weisskirchlitz nach Obergraupen gekommen war, um des anderen Tages mit Butter dorthin zurückzukehren, gebot mir die Mutter, das Vieh (einige Kühe und Kälber) auf die etwa ½ Stunde entfernte Gutweide zu treiben. Meine Weigerung wurde mit Ruthenstreichen beantwortet. Flennend zog ich auf den Weideplatz. Dort schlief ich ein, und als ich bei Sonnenuntergang erwachte, hatte sich

das Vieh in den angrenzenden Wald verlaufen. Erst gegen 10 Uhr nachts gelang es den herbeigerufenen älteren Geschwistern, das Vieh wieder zustande zu bringen. Die Eltern fanden mich durch die ausgestandene Angst wohl hinreichend bestraft.

Als ich einige Monate über 13 Jahre alt war, sagte der Vetter ganz unerwartet zu meinem Vater, ich eigne mich nicht gut zu einem Schullehrer, weil ich in der Musik keine rechten Fortschritte mache; er möge mich lieber studiren lassen. Ob dies aus seiner Ueberzeugung oder auf Antrieb der Tante geschehen, ist mir nicht klar geworden. Diese Erklärung des Vetters traf meine Eltern wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Namentlich war es die Mutter, welche sich nicht fassen konnte. Woher sollten die Mittel kommen, mich an dem Gymnasium zu Leitmeritz (6 Stunden von Graupen entfernt) mit dem Nothwendigsten zu versehen? Und doch sagte sich ihr praktischer Sinn, ich sei der schweren körperlichen Arbeit bereits entwöhnt, ich werde zur Erlernung eines Handwerkes mich nicht mehr eignen. Diese Erwägung und der Umstand, dass der 17 Jahre alte Sohn Joseph den Vater bereits in der Schmiede und in der Wirthschaft unterstützen konnte, mögen sie bewogen haben, ihre Einwilligung zu geben. Vielleicht tauchte auch der Wunsch auf, dass ich mich nach beendeten Studien dem geistlichen Stande widmen möchte, denn einen anderen Zweck des Studirens kannten die guten Eltern nicht. Aber bald wäre das Vorhaben mit mir gescheitert.

Die Eltern hatten nämlich meinen um 2½ Jahre älteren Bruder Dominik, weil er bei seinem Austritte aus der Graupner Schule für schwere Arbeit noch zu schwach erschien, durch 2 Jahre in die Hauptschule zu Mariaschein geschickt, damit er sich, bis er kräftiger wurde, weiter ausbilde, und dieser hatte indess den Wunsch gefasst, sich gleich zwei Schulcameraden den Studien zu widmen. Während der Plan, den man mit mir vorhatte, besprochen wurde, rückte Dominik mit seinem Wunsche heraus und bat, gleichfalls mit nach Leitmeritz geschickt zu werden. Als der Tag meiner Abreise kam, wollte der Bruder wenigstens die Stadt Leitmeritz mit ansehen, und als wir dort angekommen waren, brachte es der Vater nicht über's Herz, ihn wieder mit nach Hause zu nehmen. So blieben wir denn beide dort, bei einem Buchbinder mit den zwei Cameraden meines Bruders in einer Stube einquartirt.

III.

AM GYMNASIUM.

Leitmeritz, längs des erhöhten rechten Ufers der Elbe (unterhalb der Einmündung der Eger in dieselbe) an der südlichen Abdachung des Mittelgebirges gelegen, war der Sitz eines Bischofs mit einem Alumnate, eines Kreisamtes mit den dazu gehörenden Nebenämtern und eines Gymnasiums mit 6 Klassen (1 geistlichen, 6 weltlichen Professoren). Zwischen der schön angelegten und reinlich gehaltenen Stadt mit grösstentheils wohlhabenden Bewohnern und den zum Theil dicht bewaldeten Höhen des Mittelgebirges liegen fruchtbare Felder mit Obst- und Weingärten, mit anmuthigen kleinen Thaleinschnitten, während einzelne Hügel einen reizenden Fernblick auf die grosse fruchtbare Ebene jenseits der Elbe und längs der Eger darbieten. Ueberall und immer waren es die Reize der Natur, welche das jugendliche Gemüth anzogen und fesselten. Leitmeritz wurde mir das Paradies meiner Jugend. Dort, unter dem Beispiele und erziehenden Einflusse wahrhaft edler Menschen,

erwachte in mir die jugendliche Begeisterung für das Gute, Wahre, Rechte, für das Pflichtgefühl, durch Thaten würdig zu werden der Wohlthaten, welche mir dort erwiesen wurden; ich nahm mir vor, mich dem geistlichen Stande zu widmen.

Anfangs ging es uns recht schlecht. Mir mangelte zunächst die für das Gymnasium nöthige Vorbildung, namentlich in der Sprachlehre. Ich war nach der ersten schriftlichen Prüfung (Uebersetzung aus dem Deutschen in's Lateinische) einer der schlechtesten unter 40 Schülern. Aber der Gedanke an meine guten Eltern, und die Furcht, zurücktreten zu müssen, spornten mich an, tüchtig zu arbeiten; bereits zu Ostern war ich bei der Klassifikation gleich meinem Bruder einer der besten. Dann ging es ununterbrochen vorwärts; im 4. Jahre nahm ich bereits den 1. Platz ein, den ich auch bis zum Abgange an die Universität behauptete.

Unsere materielle Lage war und blieb durch die ersten zwei Jahre eine sehr dürftige. Wir waren zumeist auf Suppe, Brod und Erdäpfel mit etwas Milch oder Butter angewiesen. Da verschaffte mir ein Mitschüler, der Sohn eines Magistratsrathes, einen Kosttag (Freitisch) am Sonntage und dessen Mutter einen zweiten (Dienstag) bei dem Stadtvogte Dr. Dittrich; einen dritten erhielt ich bei einer Fleischhauerswitwe.

Gegen Ende des 2. Jahres nahm ich mich eines Mitschülers an, eines herzensguten Jungen, dem es trotz allen Fleisses nicht gelingen wollte, seine Lektionen

gehörig zu memoriren. Hatten wir z. B. 2—3 Seiten Geographie zu lernen, so las er das Ganze wohl 10 mal durch, wusste aber dann doch nicht das Gelesene herzusagen. Ich wies ihn nun an, zunächst nur 2—3 Sätze des Aufgegebenen zu lesen und dann herzusagen, hierauf dasselbe mit den nächstfolgenden 2—3 Sätzen zu thun, und sodann beide Absätze zusammen nachzusagen u. s. w. Auf diese Weise gelang es ihm bald, einige Seiten Wort für Wort zu behalten. Dies und vielleicht auch meinen anderweitigen Einfluss auf den Knaben erfuhr sein Onkel, Joseph Günter, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes am bischöflichen Alumnate. Dieser war früher in Schlukenau Kaplan gewesen; reiche Kaufleute aus jener Gegend hatten ihn ersucht, ihre Söhne, welche in Leitmeritz studiren sollten, zu sich in Quartier und Kost zu nehmen. Unter diesen Kostknaben befand sich, nebenbei gesagt, auch Franz Dittrich aus Nixdorf, später Professor der medizinischen Klinik in Erlangen.

Professor Günter wählte nun mich (in meinem 16. Jahre) zum Mentor und Correpetitor für 3 solche Knaben, nahm mich in seine Wohnung und liess mir auch Frühstück und Abendbrod verabreichen. In dieser Stellung verblieb ich bis zu meinem Abgange nach Prag. In den letzten beiden Jahren erhielt ich durch den Katecheten Gau noch eine tägliche Unterrichtsstunde (bei einem Neffen des Staatsrathes Jüstel) und im letzten Jahre noch täglich zwei Stunden bei Jur. Dr. Stradal, von dem ich

fünf Kinder (zwischen 6 und 15 Jahren) zu unterrichten hatte.

Von letzterem erhielt ich zu Ende des Jahres 120 fl. Wiener Währung, eine für mich unter den damaligen Verhältnissen grosse Summe. Diese überbrachte ich meinem Vater mit der freudigen Aeusserung, dass wir (der Bruder und ich) damit für den Anfang in Prag gedeckt sein werden. Er aber meinte, so lange er lebe und arbeiten könne, wolle er an diesem Ersparnisse nicht rühren. Als hätte er geahnt, dass die Zeit der äussersten Noth bald kommen werde!

Auch mein Bruder hatte bald Wohlthäter gefunden und einige Lektionen erhalten; er wurde im 4. Jahre unserer Studien von dem nach Leitmeritz als Gymnasialpräfekten versetzten Pater Franz Effenberger, dem Sohn eines Leinwebers aus Graupen, in's Quartier genommen. Bevor dies geschah, war er an Typhus schwer erkrankt und von dem Dr. Dittrich mit grosser Sorgfalt behandelt worden.

Den wichtigsten Einfluss auf meine geistige Richtung und auf meinen Charakter nahm der Gymnasialkatechet Johann Gau, besonders durch seine sonntägigen Exhorten (Predigten für uns Gymnasialschüler). Die Quintessenz seiner Lehre war: wir sollen das Gute thun wegen des Guten selbst, ohne Reflexion auf Lohn oder Strafe. Er kannte, wie mir erst später klar wurde, jeden Schüler der sechs Jahrgänge nicht nur aus der Schule, sondern auch nach seinem häuslichen Thun und Trachten;

wir waren väterlich überwacht, ohne es zu ahnen; er griff in das Verhalten der Ueberwachten kaum je direkt ein, wohl aber oft mittelbar; z. B. wenn er wusste, diese oder jene haben Hang zum Kartenspielen, Trinken u. dgl., so wählte er die Schilderung der Folgen solcher Verirrung zum Gegenstande einer Exhorte und nahm bald offen, bald unvermerkt Einfluss auf den Ort der Zusammenkunft u. s. w. So war er allgemein mehr geachtet als gefürchtet, von den meisten geliebt, und keiner konnte ihn einer Ungerechtigkeit oder Lieblosigkeit zeihen.

In der 5. und 6. Klasse (Humaniora genannt) war es der im Lehramte ergraute Ignaz Hajek, dessen reiches Wissen, dessen klassische Bildung und echte Humanität einen bewältigenden Eindruck auf uns übte, welcher allen, die geistig und moralisch befähigt waren, eine tüchtige Vorbildung für die Universität beizubringen verstand.

Damals bestanden in Böhmen 19 Gymnasien mit je 6 Klassen (Jahrgängen) und 4 Lyceen mit je 2 Klassen, welche den Uebergang vom Gymnasium zu den Fachstudien (Theologie, Jus, Medizin) vermittelten. In diesen beiden Jahrgängen wurden Mathematik, Physik, die naturhistorischen Fächer, Philologie, Philosophie, Weltgeschichte und Religionswissenschaft von eigenen Professoren vorgetragen und semestraliter zum Gegenstande eines Examens gemacht. Am Gymnasium bestanden für jeden Jahrgang nebst dem Katecheten nur zwei Lehrer, einer für die ersten vier Jahre (die Grammatikalklassen), einer für die Humaniora. Gegenwärtig sind alle Gymnasien, welche

zur Vorbereitung für die Universitätsstudien bestimmt sind, in 8 Klassen eingetheilt, und ist die Erlaubniss, in die Universität einzutreten, von einer strengen Prüfung zu Ende des 8. Jahres (Maturitätsprüfung) abhängig. Jetzt existiren schon vom ersten Jahre an für je einen oder zwei Lehrgegenstände Fachlehrer; die früheren Semestralprüfungen sollen durch zeitweilige Prüfungen während des Semesters ersetzt werden.

Wenn ich meine Wahrnehmungen aus der früheren Zeit mit denen seit der neueren Einrichtung vergleiche, kann ich nicht umhin, mich für das System der Klassenlehrer, wenigstens in den ersten vier Jahren (Untergymnasium) zu erklären. Bei dem Kinde vom 10. bis zum 15. Jahre — leider besteht jetzt eine Sucht, die Knaben je eher je lieber in das Gymnasium zu bringen — sollten doch die pädagogischen Rücksichten weit mehr ins Gewicht fallen, als die scientifischen. Das Kind soll sich vor allem an geordnete Thätigkeit, an Lust und Liebe zur Arbeit gewöhnen. Es soll ihm auch bei mittlerer (Durchschnitts-)Begabung möglich sein, einige Stunden des Tages nach eigener Wahl (Bewegung im Freien, Spielen, Musik u. dgl.) für sich zu verwenden; das Kind soll nicht gezwungen sein, zur Bewältigung der Schulaufgaben bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten. Hat ein Kind nur einen Lehrer für verschiedene Gegenstände, so kann dieser die Fähigkeiten desselben im Allgemeinen und nach verschiedenen Richtungen hin leichter richtig beurtheilen und dessen Behandlung darnach

einrichten. Lob in dem einen, Tadel in dem anderen Fache, von einem und demselben Lehrer ausgesprochen, kann das Kind kaum beirren oder verletzen, eher zu Anstrengung aller seiner Kräfte aufmuntern. Anders, wenn von dem einen Lob, von dem andern Tadel kommt; das Kind sucht die Ursache eher ausser als in sich, und nichts wirkt verderblicher auf die empfänglichen Gemüther, als wirkliche oder vermeintliche Härte oder Ungerechtigkeit. Fast jeder Fachlehrer betrachtet seinen Gegenstand als den wichtigsten. Kinder ziehen auch leicht Vergleiche zwischen ihren Lehrern, nicht immer zum Vortheile der tüchtigsten, der gewissenhaftesten. Auch scheint es mir leichter, dass ein Lehrer, wenn er dasselbe Kind durch eine Reihe von Jahren unterrichtet, in den einzelnen Gegenständen stufenweise fortschreite, als dass ein und derselbe Lehrer Kindern aus verschiedenen Jahrgängen Unterricht in seinem speziellen Fache ertheile. Die Summe und der Umfang der Gegenstände, welche einem Kinde in den ersten 4 Jahren des Gymnasiums beizubringen sind, ist sicherlich nicht so gross, als dass sie nicht ein einzelner Mann genügend beherrschen könnte. Den Beweis dafür haben die Männer geliefert, welche (kurz vor Einführung des neuen Systemes) zu Klassenlehrern ausgebildet worden waren. Nicht auf das, wie viel man in diesem Alter lernt, kommt es an, sondern auf die Methode zu lernen und auf die Erweckung von Lust und Freude an geregelter Thätigkeit, an nützlicher Beschäftigung. Von Kindern, welche zu früh (vor dem

12. Jahre) zu schwerer körperlicher Arbeit gezwungen werden, verkümmern bekanntlich viele physisch; gewiss bleibt auch vorzeitige und übermässige Anstrengung der geistigen Kräfte sehr oft nicht ohne nachtheiligen Einfluss auf deren Leistungsfähigkeit in späteren Jahren. Ich meine, das an so manchem meiner Studiengenossen beobachtet zu haben.

IV.

AM LYCEUM.

Voll Zuversicht zogen wir Brüder im Herbste 1831 nach Prag. Mit den besten Empfehlungen vom Gymnasium aus versehen, hofften wir Lektionen, vielleicht auch eines der zahlreichen Stipendien für unbemittelte Studenten zu erlangen. Vergebens. Einen kleinen Erwerb verschaffte ich mir dadurch, dass ich die Vorträge des Professor Exner, dessen Zutrauen ich durch Beantwortung einiger Fragen gewonnen hatte, nieder- und für einen wohlhabenden Collegen abschrieb. Zu Ostern (1832) erhielt ich endlich eine Lektion. Ich bekam einen Knaben von 7 Jahren zu unterrichten, welcher wenig Deutsch verstand, während ich der czechischen Sprache noch weniger mächtig war. Voll Freude schrieb ich meinen Eltern, dass ich nun gegen das Aergste geborgen sei.

Dieser Brief war im Elternhause zwei Tage vor dem Tode meines Vaters angelangt und hatte ihm noch eine

Freude bereitet. Eine heftige Lungenentzündung (nach harter Feldarbeit an einem rauhen Frühlingstage) hat ihn uns entrissen (am 28. Mai 1832). Das war ein harter Schlag. — Und doch sollten wir noch mehr Trübsal erleben. Unser Bruder Joseph, 25 Jahre alt, der Gehilfe des Vaters und nun die einzige Stütze der Mutter, war an Typhus erkrankt (zu Pfingsten) und konnte sich nicht mehr erholen. Als ich zu Anfang der Ferien nach Hause eilte, fand ich ihn unabwendbarem Siechthume verfallen. — Ich hatte meine Lektion schon nach 6 Wochen verloren, weil mein Vorgänger, wegen eines leichtsinnigen Streiches entlassen, wieder zu Gnaden aufgenommen worden war. — Nun hätte ich wohl die glücklich begonnene Bahn verlassen müssen, wäre mir nicht das Ersparniss von Leitmeritz zur Verfügung gestanden, und hätte nicht die gute Mutter eine ganz ausserordentliche Energie entwickelt. Mit Hilfe eines benachbarten Schmiedes, welcher es übernahm, unseren jüngsten Bruder Wenzel (damals erst 14 Jahre alt) im Handwerke zu unterweisen, führte sie dieses und die Wirthschaft fort, und Gottes Segen, auf den sie unerschütterlich baute, war mit ihr.

So zogen wir, der Zukunft vertrauend, wieder nach Prag. Unsere Lage war die gleiche kümmerliche. Eines Tages sah ich den Medicinae studiosus Anton Jaksch, den ich vom Gymnasium her — er war 4 Jahre vor mir — als einen der Ausgezeichneten kannte, auf der Prager Brücke. Ich sprach ihn an, ob er mir nicht eine

Lektion verschaffen könne, und nannte ihm meine Adresse. Er konnte mir nicht helfen, aber er ersuchte mich später, als er sich zu den Rigorosen vorbereitete, ihm die obligaten Krankengeschichten sauber abzuschreiben. Das war der Anfang meiner Bekanntschaft mit dem nachherigen Professor Jaksch, der auf meine weitere Entwicklung einen so bedeutenden Einfluss genommen hat.

Während des Studiums der Philosophie (des Lyceums) trat in mir eine mächtige Umwandlung (in meiner Lebensanschauung) ein. Ich wurde inne, dass ich nicht mehr, wie ich bisher gemeint, mit voller Ueberzeugung mich dem Priesterstande widmen könne. Ich war in meinem Inneren ein anderer Mensch geworden. Ich konnte mich für gewisse Dogmen, z. B. das von der »allein selig machenden Kirche«, nicht mehr erwärmen; mir widerstrebte jeder Kastengeist; warum sollte, so erwiderte ich einem Collegen, dem Geistlichen, der allerdings grosse Opfer bringt, der aber dafür auch mehr Gelegenheit zu seiner Ausbildung gehabt hat, ein grösseres Verdienst zugeschrieben werden, als z. B. einem Schuhmacher, der seine Pflichten in jeder Richtung nach bestem Wissen und Gewissen erfüllt?

Da, zu Ostern 1833, trat zum ersten Male das Glück an mich heran. Ueber Empfehlung unseres Religionsprofessors, des Kreuzherrn Jacob Beer, wurde mir von dem wohlhabenden Kaufmanne Franz Kose die Stelle

als Erzieher seines jüngsten Kindes, des 10jährigen Alexander, angetragen. Der frühere Hauslehrer, der nachher in Wien als Pädagoge rühmlichst bekannte Hermann, hatte diese Stelle wegen Kränklichkeit verlassen müssen. Mein Entschluss war bald gefasst; ich erklärte, dass ich Mediziner werden wolle, und wurde aufgenommen. Der ärztliche Stand war es ja, den ich schon zu Leitmeritz in der Person des Dr. Dittrich nächst dem geistlichen Stande am meisten achten gelernt hatte. Nun aller Nahrungssorgen ledig, widmete ich mich mit Feuereifer meinem doppelten Berufe, als Erzieher und als Mediziner. Ich blieb beinahe 7 Jahre in dem Hause, und mein Zögling ist, nachdem er die Beamtencarrière ergriffen hatte, jetzt in Prag ein wegen seines Charakters allgemein geachteter Mann. Er hatte seine Mutter schon in seinem 12. Jahre verloren und war dann grösstentheils meiner Obhut und Leitung überlassen. Er ist mir bis in sein Greisenalter herzlich zugethan geblieben.

Als ich zu den Herbstferien nach Hause kam und der Mutter meinen Entschluss, Arzt zu werden, kund gab, traten ihr Thränen der Wehmut in die Augen; ihre Hoffnung, mich als Priester am Altare zu sehen, war dahin. Doch gelang es mir, sie zu trösten; hatte sie doch, als mein Bruder in Leitmeritz an Typhus erkrankt war, in Dr. Dittrich den ärztlichen Stand von einer nie geahnten edlen Seite kennen gelernt. Dass

auch mein Bruder dem geistlichen Stande den Rücken kehrte und, um Jus zu studiren, nach Wien zu gehen entschlossen war, traf sie wohl noch härter; dennoch setzte sie ihm kein Hinderniss entgegen, gewährte ihm vielmehr Unterstützung, so viel sie es vermochte.

V.

AN DER UNIVERSITÄT.

Das Studium der Medizin war auf fünf Jahre vertheilt, und ohngefähr ein Jahr war zur Ablegung der strengen Prüfungen aus der Medizin und Chirurgie nöthig. Vorgetragen wurden: im 1. Jahre Anatomie mit Secirübungen, Mineralogie, Zoologie und Botanik, im 2. Jahre Chemie und Physiologie, im 3. Pharmakologie, allgemeine Pathologie und Therapie, Veterinärkunde, im 4. und 5. Jahre medizinische und chirurgische Klinik sammt spezieller Pathologie und Therapie, Augenheilkunde, gerichtliche Medizin und Staatsarzneikunde. Für Geburtshilfe bestanden sechswöchentliche Kurse, welche meistens während des Rigorosenjahres genommen wurden. — Für Physiologie, allgemeine und spezielle Pathologie, für Pharmakologie und Rezeptirkunde war die lateinische Sprache vorgeschrieben. Das für spezielle Pathologie und Therapie vorgeschriebene Lehrbuch war das von Raimann. Für die meisten Fächer bestanden Semestral-,

für die klinischen Jahresprüfungen. Für das Doktorat der Medizin waren 2 Rigorosa vorgeschrieben; wer überdies das Doktorat der Chirurgie erlangen wollte, hatte die chirurgische Klinik nicht durch 2, sondern durch 4 Semester zu besuchen und dann 2 besondere Rigorosa zu bestehen; für Augenheilkunde und für Geburtshilfe konnte man durch je eine strenge Prüfung das Diplom eines Magisters erlangen. — Die Professoren standen unter der Aufsicht eines Studiendirektors, welcher damals in Prag zugleich Protomedicus des Landes war. Als Studiendirektor unterstand dieser der Studienhofkommission in Wien, von welcher auch die Anträge zur Ernennung von Professoren auf Grundlage schriftlicher und mündlicher Konkursprüfungen als 2. Instanz abhingen.

Zu der Zeit, als ich meine Studien der Medizin durchmachte, stand diese als Wissenschaft überhaupt noch grossentheils auf einer sehr niederen Stufe, nicht nur an den österreichischen, sondern auch an den anderen Universitäten. Man hielt mit einer gewissen Befangenheit an althergebrachten Theoremen, sammelte allenfalls Beobachtungen, doch zumeist mit mangelhafter Kritik, und gefiel sich in mehr weniger bestechenden Hypothesen. Man getraute sich nicht, die Gesetze der Physik auf den menschlichen Organismus anzuwenden, und die Untersuchung an Leichen war mehr auf das Sammeln seltener Befunde als auf die Veränderungen vor und nach dem Tode, auf deren Zusammenhang gerichtet. Die Wege zum Besseren, die ein Morgagni, Laennec,

Auenbrugger angetreten, wurden im Allgemeinen nicht weiter verfolgt.

Da trat im Wiener Allgemeinen Krankenhause, einer Schöpfung des unsterblichen Kaiser Joseph, ausserhalb des Verbandes mit der an die hergebrachten Normen gebundenen Universität, ein Mann auf, der es wagte, seine wohlerworbenen Kenntnisse in der Mathematik und Physik am menschlichen Körper zu verwerthen, die Diagnostik auf die anatomischen Veränderungen zu stützen und auch für die Therapie so viel als möglich eine rationelle Basis zu gewinnen. Das war Joseph v. Skoda, ein Schlosserssohn aus Pilsen, der anfangs unbeachtete, dann vielfach angefeindete und verfolgte Secundarius des Allgemeinen Krankenhauses. Zunächst war es sein Freund Dr. Kolletschka*), Assistent des Dr. Rokitansky, damaligen Prosektors im Krankenhause, dann auch Rokitansky selbst, welche es ermöglichten, das im Leben von Skoda Diagnostizirte nach dem Tode zu controlliren und für die Diagnostik eine verlässliche Grundlage zu schaffen. Durch den Scharfsinn und eisernen Fleiss Rokitansky's erhielt in wenig Jahren die pathologische Anatomie eine kaum geahnte Bedeutung für die praktische Medizin überhaupt. An der Hand dieser Wissenschaft dehnte v. Skoda seine zunächst auf die Brustorgane gerichteten Studien auf den

*) Kolletschka, später zum Professor der gerichtlichen Medizin und Staatsarzneikunde ernannt, starb in Folge einer Verletzung bei einer Sektion 1847; sein Nachfolger wurde Dlauhy.

ganzen Körper aus, und seine nüchterne Forschung gewann auch für die Therapie eine rationelle Basis. Er verpönte trotz heftigen Widerspruches alles unnöthige, nur auf Herkommen gestützte, Eingreifen in das Walten der Natur. Der Vorwurf des Nihilismus vermochte nicht, ihn in seinem ruhigen Beobachten und Forschen zu beirren*).

Bald drang der Ruf der neuen Richtung der Medizin auch nach Prag. In den Ferien 1837 ging Hamernjk, dann Jaksch, Assistent der medizinischen Klinik (für Chirurgen) nach Wien, das Jahr darauf Oppolzer, Assistent an der Klinik für Mediziner; ihnen folgte, durch die Berichte von Jaksch begeistert, auch der greise Professor der Augenheilkunde, Johann N. Fischer. In den letzten zwei Jahren vor meiner Promotion wurde ich durch Jaksch ein eifriger Anhänger der neueren Richtung.

In den ersten zwei Jahren hatte ich vorzüglich Anatomie (unter Bochdalek), namentlich Secirübungen mit grossem Eifer betrieben, nebstdem Botanik und Mineralogie (letztere auch unter Zippe im Polytechnikum); in den übrigen Fächern war der Unterricht ein mangel-

---

*) v. Skoda war ein Arzt in grossem Style; er war nicht, wie Viele meinten und noch meinen, ein Arzt bloss für Brustkranke. Seit der Versorgung Wiens mit gesundem Trinkwasser (Hochquellen), welche auf Anregung und unter energischer, umsichtiger und opferwilliger Mitwirkung v. Skoda's endlich zu Stande kam, ist der Abdominaltyphus, hier seit langer Zeit endemisch, eine Seltenheit geworden. Er war es auch, von dem Hebra die erste Anleitung zu einem rationellen Studium der Hautkrankheiten erhielt.

hafter, daher auch keine Begeisterung dafür; in den Kliniken fesselten nur die Abendvisiten, von den Assistenten Pitha und Oppolzer gehalten, und des Morgens der Unterricht des Professor Fischer. Dieser, unter meinen Professoren unstreitig der gewissenhafteste und in seinem Fache tüchtigste, war in seinem ganzen Wesen schlicht, bezüglich der Pflichterfüllung streng gegen seine Schüler wie gegen sich selbst; er lehrte uns genau untersuchen, sorgfältig beobachten und über das Gesehene Rechenschaft geben. Unter den Gründen, welche ihn bestimmten, mich zu seinem Assistenten zu designiren, war auch der, dass er mir eine gewisse Anlage zu mechanischen Arbeiten (zum Operiren) zutraute, weil ich die Krystallmodelle (nach Mohs) aus Gyps angefertigt und saubere anatomische Präparate (von den Kopfnerven) geliefert hatte. Nach meiner Promotion (30. November 1839) verlangte er, dass ich vor Antritt der Assistentenstelle erst auf einige Monate nach Wien gehe, um mich bei v. Skoda und Rokitansky noch weiter mit dem Geiste der neueren Richtung vertraut zu machen; nebenbei könne ich die Klinik von Professor Rosas (an der Universität) und von Professor Jäger (am Josephinum) besuchen.

Zum Glücke hatte ich mir im Hause Kose so viel erspart, dass ich nach Wien reisen und dort 3 Monate aushalten konnte. Die Quartierfrau meines Bruders, welcher Jus absolvirt hatte und bei der Lottobuchhaltung praktizirte, gestattete mir, unentgeltlich bei ihm zu

wohnen, und in einer Garküche (in der Blutgasse) konnte ich für 15 Kreuzer W. W. mittags essen. Die Kurse bei Skoda, Rokitansky und Jäger kosteten je 30 Frank. Aber Rokitansky, in dessen Wohnung ich über Anempfehlung von Professor Fischer freundlich empfangen und dann auch öfters eingeladen worden war, schenkte mir das Honorar, und die Rückreise nach Prag kostete mich nichts, weil zufällig Kaufmann Kose seinen Freund Kolb nach Wien begleitet hatte und mich dann mit nach Hause nahm. — Dem Professor Jäger muss ich nachrühmen, dass man bei seinen Operationskursen (und Uebungen) mit Verständniss der Technik operiren lernen konnte. Durch seinen Assistenten Dr. Riegler wurde ich mit der Anwendung des Cuprum sulfuricum, das bei Fischer nie gebraucht worden war, bekannt und zuerst auf Müller's Physiologie des Gesichtssinnes aufmerksam gemacht.

Ich muss nun Einiges aus der fröhlichsten (?) Zeit meiner Jugend nachholen. Als ich Mediziner im 2. Jahre war, lernte ich die Schwester eines Mitschülers, ein bildschönes Mädchen von 15 Jahren, kennen. Sie war die Tochter eines Landschullehrers und die Nichte eines Prager Domherrn, der sie mit ihrem Bruder zur weiteren Ausbildung in sein Haus genommen hatte. Ich nahm mich um sie ernstlich an, verfasste für sie passende Auszüge aus Geographie, Geschichte, Aesthetik und arrangirte gesellige Ausflüge in die Umgebung der Stadt, auch ein Studentenkränzchen. Aber indem sie dabei

auch mit Freunden und Mitschülern von mir in Berührung trat, musste ich wahrnehmen, dass sie einem Anderen, der das Courmachen besser verstand, vor mir den Vorzug gab. Ich war zu stolz, eifersüchtig zu sein, und zog mich zurück. Der schöne Bursch war flatterhaft, und nach einigen Jahren wurde sie die Frau eines Mannes, der sie roh behandelte. Unvergesslich bleibt mir der Moment, als ich das schöne zarte Geschöpf, nachdem ich bereits Assistent war und einem fremden Arzte die Heilanstalten Prags zeigte, in einem Zimmer der Irrenanstalt (unter den Kranken) wiedersah. Entsetzt durch den unvermutheten Anblick eilte ich rasch davon und — sah sie nie wieder.

Als ich in den Ferien nach dem 2. Jahre in meine Heimat gehen wollte, hielt ich mich früher in Leitmeritz auf, meine ehemaligen Wohlthäter zu besuchen, darunter auch die Familie Dittrich. Diese war in tiefer Trauer. Der einzige Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling von 26 Jahren, war vor Kurzem an Tuberculosis gestorben, und die einzige Tochter hatte sich von einem schweren Leiden kaum erholt. Inniges Mitleid fesselte mich an das Haus, und ich blieb einige Tage dort, Mutter und Tochter zu trösten, aufzuheitern. Erst jetzt lernte ich die Tochter, welche früher lange nicht im Hause gewesen war, näher kennen; erst jetzt lernte ich in ihr ein weibliches Wesen kennen, welches meinem Ideale einer Frau in vielen Beziehungen entsprach, und bald tauchte in mir der Wunsch auf, auch ihr Gelegenheit zu geben,

mich näher kennen zu lernen. Ich erhielt die Erlaubniss, mit ihr von Prag aus in Correspondenz zu treten. Schon zu Pfingsten des nächsten Jahres, als Marie mit einer Freundin nach Prag kam, Einkäufe zu machen, kam es zu gegenseitiger Erklärung, dass wir einander angehören wollen, bis ich einmal eine selbständige Stellung erlangt haben würde. Der tiefbesorgte Vater, dem die Tochter ihre Neigung zu mir nicht verhehlt hatte, schrieb mir einen sehr ernsten Brief, gab dann aber doch seine Einwilligung zu unserem Verhältnisse. Und so blieb ich denn durch mehr als 5 Jahre erklärter Bräutigam. Doch noch vor unserer Verehelichung traf den guten Doktor noch ein harter Schlag; er erblindete am grauen Staare. Eben als ich Augenheilkunde hörte, wurde er von Professor Fischer operirt, mit gutem Erfolge, doch in seinem Berufe merklich behindert. Da ich mich während seiner Behandlung im Spitale zu Prag seiner Pflege aufs wärmste annahm, lernte Fischer mich näher kennen, und gelangte er überdies zur Kenntniss meines Verhältnisses und meines Planes, mich einstens als praktischer Arzt in Leitmeritz niederzulassen.

In dieser mir zur zweiten Heimat gewordenen Stadt gedachte ich dem Ideale, das ich mir von dem ärztlichen Berufe entworfen hatte, nachzustreben. An unseren verschiedenen Lehrern hatten wir Studenten herausgefunden, dass wohl gründliche Kenntnisse, noch mehr aber Humanität und Pflichtgefühl, erforderlich seien, diesem Berufe gerecht zu werden. Eine Zahl Gleichgesinnter wählte

den Wahlspruch: »Primum humanitas, alterum scientia«. Die echten Jünger der Kunst gehen nicht auf den Erwerb aus, der kommt nebenbei von selbst; ihr Ziel ist Helfen durch Wissen und Talent und, wo diese nicht ausreichen, durch aufrichtige Theilnahme an dem Loose der Hilfsbedürftigen. »Miserrima res est medici, cui semper bene est, quando aliis male« hatten wir in Friedrich Hofmann's medicus politicus gelesen. — Zunächst musste ich also auf weitere Ausbildung, als sie der Schulbesuch geben konnte, bedacht sein, daher eine Anstellung im Spitale anstreben. Diese Ueberzeugung setzte ich dem Wunsche von mir und meiner Braut entgegen, bevor ich noch die Assistentenstelle erlangte. — Als Mediziner war ich sehr heiter und gesellig, besonders für Musik (Gesang) eingenommen. Das Leben der Studenten war damals in Prag überhaupt in sozialer Beziehung ein sehr angenehmes; nur eine verschwindend kleine Anzahl von extrem national-czechischer Tendenz hielt sich von unseren zumeist durch Gesang und Scherz gewürzten Unterhaltungen (besonders Ausflügen in die Umgebung) entfernt; ob czechischer oder deutscher Abkunft, darnach fragten wir nicht. So blieb es auch bis zum Jahre 1848, das eine tiefe Kluft zwischen den Nationen eröffnete.

VI.

DIE ERSTEN ZEHN JAHRE ÄRZTLICHER THÄTIGKEIT.

Nach dem Antritte der Assistentenstelle bei Professor Fischer*) (am 5. April 1840) war ich zunächst bestrebt, den Anforderungen meines Lehrers zu entsprechen. Ich gewann sehr bald sein volles Vertrauen, und schon Mitte Mai rief er mich zu einer Staaroperation vor. Es war das eine Discissio capsulae per keratonyxin nach Fr. Jäger bei einem 17jährigen Mädchen. — In Prag bestand seit Fischer's Thätigkeit eine Stiftung, vermöge welcher jährlich 2 mal, am 16. Mai (dem Johannesfeste) und anfangs Juli, je 16 arme Blinde, meistens Staarkranke, aufgenommen, operirt und durch circa 5 Wochen verpflegt werden konnten. Die Nachbehandlung (in dem

*) Johann Nep. Fischer, 1777 zu Rumburg geboren, hatte Medizin in Wien studirt und dann durch zwei Jahre unter Beer sich besonders mit Augenheilkunde befasst. Er war 1810 nach Prag gegangen, 1814 ständischer Augenarzt, 1820 Professor der Augenheilkunde geworden.

am Hradschin gelegenen Blindenerziehungsinstitute*), mehr als ½ Stunde vom Krankenhause entfernt) und später auch öfters einzelne Operationen wurden mir übertragen. Die Gelegenheit, viel zu lernen, und das Pflichtgefühl zu meinem Lehrer liessen mich die Mühe nicht empfinden.

Da trat im Juli abermals ein glücklicher Zufall an mich heran. Ein Arzt aus Berlin brachte die Instrumente mit nach Prag, mit welchen Dieffenbach im Herbste vorher die Schieloperation inaugurirt hatte. Alsbald ging ich daran, diese neue Operation zu cultiviren, und die glücklichen Erfolge, welche ich damit erreicht hatte, verschafften mir bald einen guten Klang in der Stadt. Ein günstiges Resultat bei der Tochter eines in der ganzen Stadt sehr bekannten Magistratsrathes führte mich bald in besser situirte Familien ein.

Zunächst wurde ich zu einem alten adeligen Fräulein gerufen, welches seit einigen Jahren am grauen Staare erblindet war. Die Blinde sass an einem grossen Tische in einem Lehnsessel, als ich ihre Augen untersuchte. Ich erklärte den Staar für geeignet zur Operation und bezeichnete die Extraktion als die Methode, welche ich vornehmen würde. Letzteres entschied für mich, denn die Verwandten hatten, wie wir später sehen werden, Furcht vor der Reklination. Es wurde beschlossen, die Kranke solle in einem Separatzimmer des Krankenhauses

*) Die Lehrer und Haushälter in diesem Institute waren die Eltern des jetzt zu Wien in angesehener Stellung lebenden Freiherrn von Bezecny.

aufgenommen und dort von mir operirt werden. Aber wie erstaunt war ich, als ich zur Operation in das Zimmer trat und die Kranke mit verkrüppelten Unterextremitäten vor mir auf einem Stuhle sitzen sah. Ich hatte die Extraktion noch nie anders als in sitzender Stellung des Patienten vornehmen gesehen und wusste auch nicht, dass sie jemals in anderer Lage vorgenommen worden wäre. Wie sollte ich nun diese corpulente Person nach vollendeter Operation zu Bette bringen? Da kam mir der glückliche Einfall: ich bringe die Kranke erst in's Bett und operire sie in der Lage, in der sie nachher bleiben kann. Und das Schicksal war mir günstig; sie wurde auf beiden Augen sehend*).

Nicht lange darauf wurde ich angegangen, den obgenannten Magistratsrath an Cataracta zu operiren. Derselbe war 2 Jahre vorher von dem ständischen Augenarzte Dr. Ryba auf dem linken Auge durch Reklination mit Erfolg operirt worden, aber bald wieder erblindet, ich meinte damals, in Folge ungünstiger häuslicher Verhältnisse. Er hatte 11 Kinder, und sein Loos erregte allgemeine Theilnahme. In Erwägung der Wichtigkeit

---

*) Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass man in England die Kranken im Bette zu operiren pflegte, um auch das rechte Auge mit der rechten Hand operiren zu können. Im Herbste 1844, wo ich den Professor Fischer während der Ferien im Krankenhause supplirte, operirte ich einige Kranke, bei denen Glaskörperverlust in Aussicht stand, im Bette, und als ich dann die Professur versah, wählte ich diesen Vorgang nach und nach für alle Fälle, und zwar nicht bloss behufs der Extraktion, sondern auch für die Iridektomie.

der vorliegenden Aufgabe (der Entscheidung für meine Zukunft) machte ich mir zur Bedingung, dass Patient in einem Zimmer ausserhalb seiner Wohnung operirt und durch 8 Tage mir und einer gut geschulten Wärterin allein überlassen werde; nebstdem ersuchte ich Professor Fischer, der Operation als Zeuge beizuwohnen. Ich reussirte vollkommen; das Resultat war ein ganz besonders günstiges und blieb es (viele Jahre) bis zu seinem Tode. — So bekam ich bald eine hübsche Praxis und fasste den Entschluss, mich in Prag zu etabliren. Am 6. April 1842 eilte ich nach Leitmeritz, wo indess — im Herbste vorher — Dr. Dittrich gestorben war, und verehelichte mich (am 7. April) mit meiner Braut, die mir erst einige Wochen später nach Prag folgen konnte. — Nach einigen Jahren glücklicher Ehe und hinreichender Praxis brachte ich meine Mutter dazu, uns zu besuchen. Nun war sie mit der Aenderung meiner Standeswahl ausgesöhnt, kehrte aber doch bald wieder in die Heimat zurück, wo mittlerweile der jüngste Sohn geheiratet und die Schmiede sammt der Wirthschaft übernommen hatte. Sie endete ihr sorgen- und mühevolles Leben im 72. Jahre (Mai 1845).

Ich sah aber bald ein, dass mich die augenärztliche Praxis kaum ernähren würde, da ja nebst Prof. Fischer auch der von den böhmischen Landständen (mit 800 fl.) angestellte, sehr tüchtige und vielbeschäftigte Augenarzt Dr. Ryba existirte. Ich schloss mich zunächst an meinen Freund Jaksch, welcher als Privatarzt bereits eine grosse

Clientel hatte, als Privatassistent und Substitut an; durch ihn, später auch durch Oppolzer, erlangte ich allmälig eine recht anständige interne Praxis, welche ich auch, wenigstens theilweise, bis zu meinem Abgange nach Wien behielt. Um mich zugleich für eine Anstellung im öffentlichen Sanitätsdienste zu qualifiziren, trat ich Ende 1842 beim Kauřimer Kreisphysikate als Praktikant ein, doch nur für einige Jahre, da mir dieser mehr bureaukratische Dienst durchaus nicht zusagte.

Mein Verhältniss zu Professor Fischer blieb ein ungetrübt freundliches. Als im Frühjahre 1844 sein Assistent (mein Nachfolger) binnen wenigen Tagen einer Perityphlitis erlegen war, und der als dessen Nachfolger designirte Dr. Hasner von Artha ihm noch nicht genug vorgebildet zu sein schien, übertrug mir Fischer während der Ferien die Besorgung der mit der Klinik verbundenen Abtheilung unter der Weisung, dem angehenden Assistenten mit Rath und That beizustehen. Im Jahre 1846 war Fischer wiederholt leidend (an Nierensteinen) und erfuhr durch Freunde in Wien, dass von Prag aus die Idee seiner Pensionirung angeregt worden war. Daraufhin fasste er den Entschluss, von einem damaligen Professorenrechte Gebrauch zu machen, sich zu seiner Erholung ein Jahr Urlaub zu erbitten und für diese Zeit sich einen Stellvertreter zu wählen. Die Wahl fiel auf mich. Demnach wurde ich für das Schuljahr 1846/7 mit der Supplirung der Lehrkanzel und der damit verbundenen Abtheilung betraut. Hiemit fiel mir auch die

Besorgung der Stiftung im Hradschiner Blindeninstitute zu, die ich dann bis zu meiner Uebersetzung nach Wien behielt. Zu Anfang des Studienjahres 1847/8 trat Fischer sein Lehramt wieder an, doch nur für einige Wochen; er erlag schon am 17. Oktober 1847 seinen schweren Leiden (starb an Urämie). Während der Krankheit und nach dem Tode Fischers wurde ich wieder mit der Supplirung betraut, welche ich nun bis zur Besetzung der Lehrkanzel (September 1849) behielt.

Vom Jahre 1842 an hatte ich wohl interne, zum Theil auch chirurgische Praxis betrieben, war aber doch mit Vorliebe der Augenheilkunde zugethan. Erst in der Privatpraxis erkannte ich die zahlreichen Lücken meines Wissens und suchte sie durch sorgfältige Beobachtung, Nachlesen und, so oft es möglich war, durch anatomische Untersuchungen auszufüllen. Meine Lieblingsautoren für Augenheilkunde waren: Fischer's klinischer Unterricht (Prag 1832), Beer's Leitfaden (Wien 1813—1817) und Mackenzie's praktische Abhandlung (übersetzt in Weimar 1832).

Mikroskopie kannten wir damals in Prag fast nur dem Namen nach, und über Fragen der Physiologie konnte man höchstens in Büchern einigen Aufschluss finden. Meine Kenntnisse aus der Optik beschränkten sich fast nur auf das, was ich aus den Vorträgen über Physik am Lyceum gelernt hatte. Die Bestimmung der Augengläser wurde damals von den Augenärzten allgemein den Optikern oder Brillenhändlern überlassen;

weder an der Prager noch an den Wiener Kliniken (1840) hatte ich eine Sammlung von Probegläsern gesehen; ich musste im Jahre 1843 eigens nach Wien reisen, um mir eine solche Sammlung von einem verlässlichen Optiker (Plössl) zu verschaffen. Um ein brauchbares Mittel zur Beurtheilung der Sehkraft (Sehschärfe), deren Zu- oder Abnahme während der Behandlung zu gewinnen, stellte ich mir eine Sammlung von Drucksorten verschiedener Grösse zusammen, welche ich nach der Höhe der Buchstaben, in Linien gemessen, stufenweise ordnete, wobei ich indess der Entfernung der Objekte vom Auge nicht die nöthige Rechnung trug, indem ich meistens nur bei der gewöhnlichen Sehweite zum Lesen (10 Zoll) urtheilte. Dieser Vorgang von mir wird ersichtlich aus meinem Aufsatze »über Amblyopie« in der Prager Vierteljahrschrift 1844, IV. B. p. 58. Eduard Jäger hat das Verdienst, durch correcte Schriftskalen aus der Staatsdruckerei in Wien allen Aerzten ein gleiches Maass zur Beurtheilung der Sehschärfe geliefert zu haben in seiner Schrift über »Staar und Staaroperationen« 1854, bis endlich Snellen unter Donders Anleitung das Problem der Sehschärfebestimmung von streng wissenschaftlichem Standpunkte aus löste.

Nachdem ich noch als Assistent meine Erfahrungen über die Schieloperation in den österr. mediz. Jahrbüchern (Jänner — März 1842)*) veröffentlicht hatte, über-

*) Ich kam zu dem Schlusse, dass man bei stärkerer Ablenkung die Muskeldurchschneidung auf beiden Augen machen solle.

nahm ich 1844 die Bearbeitung der Analekten (Bericht über die Leistungen in der Augenheilkunde) in der Prager medizinischen Vierteljahrschrift und liess dann unter der Aufschrift: »casuistische Bemerkungen über einige Augenkrankheiten« eine Reihe eigener Arbeiten folgen, welche zunächst die Aufmerksamkeit von Fachgenossen auf mich lenkten*).

Im Jahre 1846 publizirte ich »die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande« (bei Borrosch et André), welche in Cunier's Annales d'oculistique (T. XVII. p. 92) als ein Muster populärer Schriften bezeichnet wurde. Das Hauptverdienst dieser Arbeit liegt meines Erachtens in dem Anhange: »über Augengläser«, in welchem ich sagte: »Die Aerzte, besonders jene, welche sich die Augenheilkunde zum besonderen Fache erwählt haben, werden sich in Zukunft gewiss mehr Kenntnisse über die Augengläser und deren Gebrauch aneignen und nicht jeden, der einer Brille bedarf, kurzweg an den ersten besten Optikus weisen. Sie werden sich mit den nöthigen Mustergläsern von verlässlichen Optikern ver-

---

*) Ueber Hordeolum, über Entzündung der Drüsen an der Basis der Wimpern, über Entzündung der Maibomschen Drüsen und über Hornhautstaphylom im II. Bande, über Amblyopie im V., Trichiasis und Entropium im VII., Flügelfell im VIII. Bande. Später folgten: Physiologische und pathologisch-anatomische Bemerkungen über die Bindehaut (XII. B.), zur pathologischen Anatomie des Auges (XIV. B.), über Trachom (XVIII. B.). Ein Artikel über »die Entstehung des Centralkapselstaares« erschien 1845 im 10. und 11. Hefte der österr. medizin. Wochenschrift.

sehen, nicht nur die Frage, ob ein Glas nöthig sei, selbst erörtern, sondern auch mit Hülfe der Mustergläser die Brennweite des zu wählenden Glases bestimmen und den Brillenbedürftigen mit der gehörigen Anweisung an den Optiker wie mit einem Rezepte an den Apotheker adressiren.« — Eine umgearbeitete Auflage erschien 1865 bei Credner in Prag. Diese bringt auch eine Abbildung von der relativen Lage der Augen in der Orbita, welche ich nach zahlreichen Durchschnitten hart gefrorener Köpfe, womit ich mich in Wien durch mehrere Jahre beschäftigt hatte, von Elfinger anfertigen liess.

Der letzte Aufsatz in der Prager Vierteljahrschrift (XXII. B.) »über die Eintheilung und Benennung der Augenentzündungen« markirte bereits den Standpunkt, welchen ich in meiner Lehrthätigkeit eingeschlagen und festgehalten habe; er wurde bekanntlich von den meisten späteren Auktoren nicht acceptirt. Ich komme noch darauf zu sprechen.

In die Zeit meiner privatärztlichen Thätigkeit fällt auch die Bemühung, Ohrenheilkunde zu studiren und mich als Dozent dieses Faches zu habilitiren. Anfang Jänner 1844 wurde mir gestattet, Ohrenkranke auf die Abtheilungszimmer des Prof. Fischer aufzunehmen und auch das Taubstummeninstitut zu meinen Vorträgen zu benutzen. Obwohl ich mich sehr viel mit Anfertigung anatomischer Präparate (physiologischer und pathologischer) befasst hatte, vermochte ich doch nicht, in diesem

Fache etwas Erwähnenswerthes zu leisten. Dennoch freue ich mich, hier bemerken zu können, dass einer der ersten Ohrenärzte unserer Zeit, Professor v. Tröltsch, seinen ersten Unterricht in diesem Fache bei mir erhalten hat, als er mich zunächst bei meinen Vorträgen über Augenheilkunde kennen gelernt hatte. Prag war die erste Universität in Oesterreich, an welcher ein besonderes Collegium über Ohrenheilkunde abgehalten wurde.

Meine Habilitation für pathologische Anatomie des Auges erfolgte erst am 9. April 1847, nachdem ich eine ansehnliche Sammlung pathologischer Präparate im Allgemeinen Krankenhause aufgestapelt hatte. Die Fertigkeit im Mikroskopiren mir anzueignen, dazu fehlte mir anfangs die nöthige Anleitung, später die erforderliche Zeit; ich habe es in diesem Fache wenigstens nie zu selbständiger Forschung bringen können, wie hoch ich auch deren Werth anschlug. Es gab indess zu jener Zeit noch sehr viel für die makroskopische Anatomie des Auges zu thun, z. B. über die Lage der Linse zu den Ciliarfortsätzen, über die Existenz einer hinteren Augenkammer, über die relative Lage der Cornea zur Iris u. s. w. Manches darauf Bezügliche habe ich dann, theils in meinem Lehrbuche, theils in Graefe's Archiv, veröffentlicht.

VII.

MEINE THÄTIGKEIT ALS LEHRER AN DER UNIVERSITÄT.

a. IN PRAG.

Rechne ich die 3 Jahre der Supplentur (Herbst 1846 bis Herbst 1849) dazu, so umfasst dieselbe einen Zeitraum von 37 Jahren (bis Herbst 1883).

Bald nach der Einführung der naturhistorischen Methode in dem Studium der medizinischen Wissenschaft entwickelte sich in Prag ein überraschender Aufschwung in allen Fächern. Die Anatomie, nach Ilg eine Zeitlang von dem verdienstvollen Bochdalek supplirt, hatte in Hyrtl einen glänzenden Vertreter gefunden, und die Physiologie war dem talentvollen Patruban anvertraut; die Chemie erhielt unter Redtenbacher, einem Schüler Liebigs, eine ganz andere Richtung. In den klinischen Fächern zogen Oppolzer, Jaksch, Pitha und Kiwisch bald die Aufmerksamkeit der Fachgenossen des In- und Auslandes auf sich, während die pathologische Anatomie, einige Zeit durch Bochdalek supplirt, dann

durch Rokitansky's früheren Assistenten Dlauhy vertreten, besonders durch Dittrich, welcher dann als Kliniker nach Erlangen berufen wurde, viele Fremde nach Prag zog. Erst unter Dittrich und seinem aus Zürich berufenen Nachfolger Engel (ehemaligen Assistenten Rokitansky's) wurde die Mikroskopie mehr und mehr cultivirt.

Als ich supplirte, strömten bereits zahlreiche junge Aerzte aus aller Herren Ländern an die verjüngte gastfreundliche Universität, sich mit den Fortschritten unserer Wissenschaft bekannt und vertraut zu machen. Somit fehlte es denn auch bei meinen Vorträgen, Demonstrationen und Operationen nicht an wissbegierigen und strebsamen Zuhörern aus dem Auslande. Viele jetzt rühmlichst bekannte Aerzte, besonders Ophthalmologen, kennen mich aus der Zeit von 1847 bis 1856 in Prag, z. B. Coccius, Jakobson, Rothmund, Manz, Hiss, Strube, Wecker, Moos, Bänziger. Im Herbste 1848 kam auch der eben zum Doktor promovirte, 20 Jahre alte Albrecht von Graefe nach Prag, besuchte unter anderen auch meine Klinik und nahm einen Privatkurs bei meinem Assistenten Dr. Pilz. Dass er sich in Prag entschied, nicht das Hauptfach seines berühmten Vaters, sondern Augenheilkunde zu seinem speziellen Studium zu wählen, ist aus seiner Biographie (von Dr. Michaelis) und aus Göschen's Nekrolog (deutsche Klinik Nr. 32, August 1870) bekannt. Ich hatte ihm indess kaum mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als den übrigen Hospitanten.

Näher mit ihm bekannt wurde ich erst im Herbste 1850. Er war von Prag nach Wien gegangen und hatte dort nächst v. Skoda und Rokitansky besonders Friedrich Jäger besucht, und dann lange Zeit in Paris, besonders bei Bernard, Sichel und Desmarres, schliesslich in London, besonders bei Bowman, wo er Donders kennen lernte, zugebracht. Als ich nun meine ersten Ferien als wirklicher Professor zu einer Reise in das Salzkammergut benutzte, traf ich ihn mit seinem steten Begleiter Schuft (nachmals Dr. Waldau) auf dem Schafberge, auf der Rückreise nach Wien begriffen. Da ich gleichfalls über Wien nach Prag zurückkehren wollte, gaben wir uns ein Rendez-vous dahin, wo er mir mehr über Paris und London mitzutheilen versprach. Erst in Wien wurden wir näher mit einander bekannt, und ich übergab ihm ein Manuskript »über die Krankheiten der Bindehaut«, welches ich mit mir genommen hatte, um es meinem Studiengenossen und Freunde, Dr. Gulz, emeritirtem Assistenten von Professor Rosas, zur Beurtheilung vorzulegen.

Ich hatte nämlich in Prag den Plan gefasst, einzelne Kapitel der Augenheilkunde monographisch zu bearbeiten und drucken zu lassen. Aber der in Aussicht genommene Verleger (Credner) meinte, es sei besser, da ich doch einige Kapitel bereits bearbeitet habe, nicht Monographien, sondern ein Lehrbuch in Lieferungen herauszugeben, und ich, nicht ahnend die Schwierigkeiten, mit welchen ein so weit ausgreifendes Unternehmen ver-

bunden sein werde, bin darauf eingegangen. Diejenigen, welche mein Buch kennen, das in der Zeit von 1851 bis 1856 erschienen ist, werden nun den Grund der ungleichartigen Abfassung der einzelnen Abschnitte begreifen, und sie können die Schwierigkeiten, welche sich allmälig aufthürmten, wohl ermessen, wenn sie erwägen, welch' colossalen Umschwung zu dieser Zeit die Augenheilkunde, besonders durch die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz (Herbst 1851), erfahren hat.

Graefe kam nach kurzem Aufenthalte in Wien (Herbst 1850) zu mir nach Prag und blieb daselbst bis Pfingsten 1851. Er cultivirte vorzugsweise Augenheilkunde und experimentirte unter Assistenz von Schuft viel an Kaninchen. Nebst mir wurde er besonders mit Jaksch befreundet, welcher seit 1842 Dozent (für Brustkrankheiten), seit 1849 Professor der medizinischen Klinik (nach Oppolzer) war.

Ich will nun nachtragen, wie es kam, dass ich die Professur in Prag erhielt. Als ich zur Supplirung der Lehrkanzel berufen wurde, dachte ich nicht an den bleibenden Rücktritt Fischer's; als aber Anfang 1847 Dr. Hasner sein Buch: »Entwurf einer anatomischen Begründung der Augenkrankheiten« hatte erscheinen lassen, wurde bald klar, dass allen Ernstes an eine Personenänderung für diese Lehrkanzel gedacht wurde, und dass Hasner in Aussicht genommen war.

Vier Monate nach Fischer's Tode wurde gemäss der damaligen Studienordnung der Concurs für die Be-

setzung dieses Lehramtes ausgeschrieben. Da mir gesagt worden war, zur Bewerbung um die Professur sei das Magisterium ophthalmologiae wichtig, und da mich der Studiendirektor Nadherny zu dieser Prüfung in Prag nicht zuliess, »weil hier jetzt kein Professor der Augenheilkunde vorhanden sei« — was nach den Gesetzen gar nicht nöthig war —, ging ich Mitte Jänner 1848 zur Ablegung dieser Prüfung nach Wien, wo mich Professor Rosas näher kennen lernte.

Am 3. März 1848 waren es Dr. Pilz, Dr. Hasner und ich, welche sich unter Clausur der schriftlichen Beantwortung der aus Wien von der Studienhofkommission versiegelt eingelangten Fragen (Iritis, Myodesopsie) unterzogen. Einige Tage darauf hatte jeder der Bewerber in Gegenwart des Professorencollegiums unter Vorsitz des Studiendirektors eine Operation (Extraktion am Cadaver) vorzunehmen und einen mündlichen Vortrag darüber zu halten. Die versiegelten schriftlichen Elaborate gingen nach Wien an die Unterrichtsbehörde, von welcher sie Fachmännern zur Begutachtung vorgelegt wurden; über das Ergebniss des mündlichen Konkurses gab die Prüfungskommission in loco ihr Votum ab. Von 16 Votanten hatten 14 mich I. loco gesetzt; nur der Studiendirektor Nadherny und der greise Geburtshelfer Jungmann hatten ein Separatvotum zu Gunsten Hasner's abgegeben. Das Urtheil über die schriftlichen Arbeiten ist mir nicht bekannt geworden. — Dann kamen die politischen Erschütterungen Mitte März in Wien, zu Pfingsten

in Prag; das soziale Leben war hier höchst unerquicklich geworden. Professor Oppolzer gab seine Stellung in Prag auf und folgte dem Rufe nach Leipzig.

In Wien kam das Unterrichtswesen mit fundamentalen Abänderungen in die Hände des Grafen Leo Thun, eines der aufgeklärtesten Cavaliere Böhmens, welcher mich persönlich kannte. Ein Jahr banger Erwartung war seit dem Konkurse verflossen, und die in Prag circulirenden Gerüchte bezüglich der Besetzung lauteten für mich wenig ermunternd. Da trat ganz unerwartet wieder ein für mich glücklicher Zufall ein; ich erhielt Mitte März einen vom 12. datirten Brief von Oppolzer aus Leipzig: »Heute haben wir in der Fakultätssitzung beschlossen, Dich als Professor nach Leipzig zu berufen. Die Sache geht dieser Tage an das Ministerium, von wo aus bald die Bedingungen mit Dir verhandelt werden dürften.« Das war Balsam für mein wundes Herz. Anerkennung vom Auslande! — Ritterich, an Glaukoma nahezu erblindet, hatte die herrliche Privataugenheilanstalt (mit 26 Betten), an welcher er dozirte, mit Einwilligung der Mitbegründer dem Staate zur Verfügung gestellt, mit dem Wunsche, dass fortan eine systemisirte Lehrkanzel für Augenheilkunde (die erste in Deutschland) errichtet werde. Sein Assistent war Coccius*).

*) Näheres über die Anstalt Ritterichs findet sich in der von Coccius 1870 herausgegebenen Erinnerungsschrift: Die Heilanstalt für arme Augenkranke.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war Augenheilkunde von eigentlichen Aerzten im Allgemeinen — einige Franzosen ausgenommen — sehr wenig kultivirt worden; die Augenkranken waren grossentheils Kurpfuschern oder den von Markt zu Markt herumziehenden Staarstechern überantwortet*). Auch später, nachdem bereits an den Universitäten Vorträge über Augenkrankheiten gehalten wurden, geschah dies nur von Professoren, deren eigentliches Fach Anatomie oder Chirurgie war. Eine Wendung zum Besseren trat zunächst in Oesterreich ein.

Als zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia eine ihrer Hofdamen (Gräfin Tarouca) allmälig erblindet war, und von den Wiener Aerzten einige die Krankheit für schwarzen, andere für grauen (operirbaren) Staar hielten, liess die grosse, um das Wohl ihrer Unterthanen mütterlich besorgte, Regentin den damals mit Recht berühmten französischen Augenarzt Wenzel nach Wien kommen und gewann ihn dann dafür, dass er einigen talentirten jungen Aerzten in der Augenheilkunde, namentlich im Operiren, Unterricht ertheilte. Diese waren: der geniale Barth, Professor der Anatomie und Physiologie, Prochazka, der dann die gleiche Stellung in Prag einnahm, und Hunczowsky, der später in Russland (an Leichenvergiftung) starb.

*) Vergl. Bartisch Ophthalmodouleia (Augendienst), Dresden 1583.

Barth, welcher bereits sehr schöne Injektionspräparate anfertigte und für dieselben einen geeigneten Zeichner suchte, fand diesen in dem Studiosus Joseph Georg Beer (geb. 1763, gest. 1820), dem Sohne eines subalternen Beamten, welcher sich von da an dem Studium der Medizin, dann der Augenheilkunde widmete und bei Barth, welcher alle Frühjahre eine Anzahl behördlich einberufener armer Staarblinder zu operiren verpflichtet war, Assistenzdienste leistete, schliesslich aber sich auf eigene Füsse stellte. Schon im Jahre 1792 erschienen von Beer zwei Bände »Lehre von den Augenkrankheiten«, welche nicht nur von Kenntniss der damaligen Literatur, sondern auch durch naturgetreue colorirte Abbildungen von scharfer Beobachtung Zeugniss geben. In seinem bald darauf erschienenen »Repertorium« waren fast alle bis Ende 1797 erschienenen Schriften über die Augenkrankheiten angeführt. Beer, ein Zeitgenosse des grossen Chirurgen Richter in Göttingen (1742—1812), von dem er offenbar viel angenommen, und des am Josephinum angestellten Adam Schmidt, verbesserte die von Daviel 1748 in Marseille erfundene Ausziehung des grauen Staares bald in einer Weise, dass diese Methode bis auf unsere Tage die Beer'sche, wohl auch die klassische genannt wurde. Beer war früher Anatom, bevor er Okulist wurde. Sein im Hörsaale der Wiener Augenklinik aufbewahrtes Portrait (Oelgemälde) stellt ihn auch — bezeichnend — mit einem Schädel in der Hand dar. Zu

ihm, der privat dozirte, strömten bald Lernbegierige aus ganz Europa, und die meisten der als Ophthalmologen berühmt gewordenen Aerzte unseres Jahrhunderts gehörten der Beer'schen Schule an (Benedict in Breslau, Chelius in Heidelberg, Fabini in Pest, Fischer in Prag, Flarer in Pavia, Fr. Jäger in Wien (Schwiegersohn Beer's, später Professor am Josephinum), Jüngken in Berlin, Lerche in Petersburg, Mackenzie in Glasgow, Piringer in Graz, Ritterich in Leipzig, Rosas in Wien (Beer's Nachfolger), Philipp von Walther in Landshut, Weller in Dresden). Erst im Jahre 1812 wurde Beer zum ausserordentlichen Professor für Augenheilkunde ernannt, und im Jahre 1818 wurde an allen Universitäten Oesterreichs eine ordentliche Professur für Augenheilkunde errichtet, somit der Unterricht in diesem Zweige für alle Doktoren der Medizin obligatorisch. In analoger Weise ist man circa 20 Jahre später mit der pathologischen Anatomie unter Rokitansky vorgegangen*).

*) Ich habe in dem genannten, schon von Beer und Rosas benützten, Hörsaale die Portraite von diesen beiden und von Professor Flarer vorgefunden und das des Professors Fischer dazugefügt; es ist mir auch gelungen, ein Bild von Adam Schmidt für diese Galerie zu acquiriren. Lithographien von Barth, einmal den jungen Mann, einmal den Greis darstellend, so wie von anderen berühmten Zeitgenossen (Himly, Carl Graefe, Mackenzie etc.) verdankt die Anstalt sammt dem Grundstocke zu einer Bibliothek, von mir dann fortgeführt, gleichfalls dem gelehrten Professor Rosas. Im Inventar dieser Klinik, welche nach mir an Professor Stellwag von Carion überging, finden sich auch kostbare Handzeichnungen von Beer, anatomische und patho-

Als mir Ende Juli die mich vollkommen befriedigenden Bedingungen des sächsischen Ministeriums bekannt gegeben waren, und ich dieselben meinen Freunden (Professor Jaksch, Apotheker von Helly, Irrenhausdirektor Riedl) kundgab, riethen mir dieselben, vor dem definitiven Entschlusse erst noch nach Wien zum Grafen Thun zu gehen, um zu erfahren, welche Hoffnung ich für Prag habe. Trotz der freundlichen Aufnahme sagte mir der Minister doch, die Berichte von Prag seien so beschaffen, dass er noch keinen entscheidenden Ausspruch thun könne; ich möchte wenigstens noch 8 Tage warten, ehe ich meine Zusage an das sächsische Ministerium abgehen lasse. (Nachträglich erfuhr ich, dass er indess das Gutachten einiger Fachmänner über Hasner und mich abwartete.) Als ich, nach Prag zurückgekehrt, mehr als 8 Tage vergebens gewartet hatte, schrieb ich am 11. meine Zusage nach Dresden und setzte zugleich den Grafen Thun hievon in Kenntniss. Schon nach 3 Tagen erhielt ich von diesem den Bescheid, er habe meine Ernennung bereits Seiner Majestät zur Genehmigung vorgelegt, ich möchte die Verbindung mit Dresden womöglich lösen. Da ich mittlerweile erfahren hatte, dass Oppolzer die Berufung nach Wien angenommen, entschloss ich mich, nach Dresden zu reisen,

---

logische Präparate, plastische Darstellungen verschiedener Krankheitsbilder in Wachs, seltener gewordene Instrumente u. s. w. Ich habe für die Bibliothek jährlich mehr als die Hälfte der Jahresdotation der Klinik (231 fl. ö. W.) verwendet.

wo mich der Minister Beust, etwas piquirt, der eingegangenen Verpflichtung enthob. Somit blieb ich in Prag. Dekret vom 11. September 1849. Am 12. September hatte mir Rosas geschrieben: »Meine herzlichen Glückwünsche zur wohlverdienten Errungenschaft mitten im Gewühle feindlicher Umtriebe«.

Prag war damals für einen Professor der Augenheilkunde ein ganz besonders günstiger Boden, sich in seiner Kunst und Wissenschaft auszubilden. In der Metropole dieses grossen und dicht bevölkerten Landes, welches mit Aerzten überhaupt spärlich, mit Augenärzten ausser dem von den Landständen angestellten gar nicht versehen war, suchten die Augenkranken der ganzen Bevölkerung Hilfe. Der Belegraum der mit der Klinik (von 20 Betten) verbundenen Abtheilung des Spitales konnte, wenigstens im Sommer, bis auf 60 Betten erhöht werden, und das Operationsinstitut am Hradschin unterhielt eine fortwährende Anziehungskraft für operative Fälle. Bei der geringen räumlichen Ausdehnung der von Festungswerken umgürteten Stadt war es leicht möglich, auch Arme in ihren Wohnungen aufzusuchen, interessante Fälle Jahre lang im Auge zu behalten und die Gelegenheit zur Autopsie wahrzunehmen. Die anatomischen Befunde bei Myopie, bei Glaukom, bei angeborenen Anomalien u. s. w., so wie die Schilderung der successiven Veränderungen bei Trachom, bei Kataracta (erst Aufquellen, dann Abschwellen oder Verflüssigung, respektive Schrumpfung der Linse), welche ich im 2. Bande

meiner »Krankheiten des Auges« 1853/4 publicirt habe, bezeugen, dass ich diese Gelegenheit möglichst benützte.

Bevor es mir gelang, durch Sektionen nachzuweisen, dass der Grad der Myopie von dem Grade der Zurückdrängung der hinteren Wandung des Bulbus abhänge (III. B. pag. 238), hatte ich mich durch Vergleichung der Hornhautspiegelbilder bei myopischen und nicht myopischen Augen überzeugt, dass die Myopie nicht, wie bislang allgemein angenommen worden war, von stärkerer Wölbung der Hornhaut abhängen könne. Aus Versuchen mit Convexspiegeln (aus Metall) von 3¹/₄, 3¹/₂ und 3³/₄''' Krümmungsradius wusste ich seit dem Jahre 1850, dass es möglich sei, Unterschiede von ¹/₄''' Krümmungsradius nach der Grösse des Spiegelbildes zu erkennen. Dass ich zur Erklärung der Verlängerung des Bulbus, der Ausbuchtung in der Gegend des hinteren Poles, eine Hypothese über die damals noch unerklärte Accommodation heranzog, welche später durch Helmholtz als unhaltbar erwiesen wurde, hinderte indess nicht den Einfluss, welchen der von mir gelieferte anatomische Nachweis der nächsten Ursache der Myopie für die Klärung der Lehre von den Refraktionsanomalien durch Donders (1860) erlangt hat. Ich hatte 1853 während meines ersten Besuches bei Graefe in Berlin oft Gelegenheit, diesem und seinen Assistenten zu zeigen, dass man hochgradige Verlängerung des Bulbus in der Richtung der Sehachse schon an Lebenden nachweisen kann, wenn man bei nasenwärts gerolltem Bulbus die Wölbung

der Sklerotika an der Schläfenseite betrachtet und mit der normalen vergleicht*).

Die Möglichkeit, gut conservirte Bulbi (möglichst frisch) zur anatomischen Untersuchung zu erhalten, benützte ich zunächst zu der im 1. Bande angedeuteten Methode, die Form und relative Lage der einzelnen Gebilde des Bulbus aus eigener Anschauung und richtiger kennen zu lernen, als sie die bislang bekannten Beschreibungen und Abbildungen (von Sömmering, Arnold und Brücke) dargestellt hatten. Die »Lectures of the Parts concerned in the operation of the eye and on the structure of the retina« by Bowman, London 1849, waren mir damals noch unbekannt. Die dem 1. Bande beigegebenen Abbildungen von Bulbusdurchschnitten, welche zunächst die relative Lage der Iris zu der Linse und zu der Cornea richtiger zur Anschauung bringen sollten, liessen indess rücksichtlich der künstlerischen

---

*) Im 3. Bande meines Lehrbuches steht auf pag. 201, wo von der Accommodation gesprochen wird, der Satz: »Jedes Auge hat vermöge seines Baues einen bestimmten Refraktionszustand, gegeben durch die Krümmungs- und Brechungsverhältnisse seiner durchsichtigen Medien und durch die Distanz der Netzhaut von dem Objektive (Hornhaut, Kammerwasser und Linse)«. Wenn ich dabei die Accommodationstheorie von Cramer und auch die von Helmholtz (A. f. O. I. b.) nicht acceptirte, so that ich das unter dem Eindrucke des aus meinen Bulbusdurchschnitten gefolgerten Schlusses, dass weder die Iris noch der Ciliarkörper einen die Form der Linse verändernden Druck auf dieselbe ausüben könne; in der That ist erst später von Helmholtz auf die Elastizität der Linse hingewiesen und erst hiemit die Accommodation in befriedigender Weise erklärt worden.

Ausführung zu wünschen übrig; erst in Wien gelang es mir, in Dr. Elfinger einen Künstler zu finden, welcher eine befriedigende Zeichnung des Bulbusdurchschnittes zu Stande brachte (Vide A. f. O. III. b. 87). Später erschien ein solcher Durchschnitt (in 10maliger Vergrösserung) separat bei Braumüller.

Der bei der Abfassung meines Lehrbuches eingehaltene Vorgang, dass ich, zunächst der anatomischen Eintheilung folgend, jedem Abschnitte die wichtigsten anatomischen und physiologischen Bemerkungen vorausschickte, war damals durch meine Wahrnehmungen beim klinischen Unterrichte geboten; er ist dann lange Zeit in den meisten Lehrbüchern adoptirt worden. Auch die Artikel, welche ich in jener und in späterer Zeit publizirte, können als Beweise dafür gelten, dass ich vor allem bestrebt war, mir korrekte anatomische Kenntnisse von dem Auge und von seinen Nebenorganen zu erwerben. Indem ich aber in zweiter Linie das Hauptgewicht auf die Eruirung der ätiologischen Momente legte und die Nomenclatur darnach einrichtete, entfernte ich mich bezüglich der Terminologie und der leitenden Grundsätze unserer Wissenschaft in mehrfacher Beziehung von der Anschauung anderer Fachgenossen, namentlich auch von Graefe, welcher mehr dem Vorgange von Velpeau und Desmarres gefolgt ist. Meine Auffassung und Darstellung der Lehre von den sogenannten spezifischen Augenentzündungen unterschied sich indess wesentlich von jener, welche aus der Beer'schen Schule hervor-

gegangen und besonders durch Jüngken und durch Sichel, einen Schüler Fr. Jäger's, ins Extreme ausgesponnen worden war.

Während meiner Lehrthätigkeit in Prag, wo die Zahl der inscribirten Hörer in einem Semester — es war nur 1 Semester obligat — zwischen 20 und 50 schwankte, adoptirte ich grösstentheils den Vorgang meines Lehrers, der mir als Schüler besonders zugesagt hatte. Nachdem ich den eben aufgenommenen oder ambulatorisch vorgestellten Kranken besichtigt und, falls das nicht genügte, den Grund seines Kommens (seine Beschwerden) durch einige Fragen beiläufig ermittelt hatte, liess ich einen oder zwei Studenten vortreten, den Kranken besichtigen, nöthigenfalls examiniren und das Urtheil zunächst über den Befund (die Diagnosis) abgeben und begründen. Dann sorgte ich dafür, dass jeder der Studenten das kranke Auge selbst untersuche, bevor wir uns über das zu Erwartende und über die Behandlung aussprachen. Ich vermied es in der Regel, den Kranken vorher für mich zu untersuchen und die in meinem Geiste bereits fertige Diagnosis vor den Schülern zu erörtern, damit die Studenten mit mir lernen, wie sie vorzugehen haben. Erst nach diesem Vorgange wurden Vorträge über einzelne Krankheiten gehalten, besonders wenn ich mich bereits auf mehrere einschlägige Fälle berufen konnte. Im weiteren Verlaufe des Semesters wurden dann, so viel es die Zeit erlaubte, systematische Vorträge gehalten, doch noch Vieles dem Nachlesen überlassen. Die Stellung der Augenheilkunde

als eines Nebenfaches für die zur allgemein medizinischen Praxis sich vorbereitenden Studenten machte es mir zur Aufgabe, die kurze Lehrzeit für Augenheilkunde zunächst dazu zu verwenden, dass die Studenten lernen konnten, die gewöhnlichen und die eine unversäumte Hilfe erfordernden Augenleiden zu erkennen und zu behandeln. Ich musste mich also in meiner Lehrthätigkeit gewissermaassen auf die Anfangsgründe beschränken und zunächst einen guten Grund zur weiteren Ausbildung zu legen trachten. Später in Wien, wo die Zahl der Inscribirten meistens über 100 in einem Semester betrug, war dieser Vorgang äusserst mühsam, oft nur unvollständig durchführbar, aber doch (meines Erachtens) mehr nutzbringend, als mehr oder weniger weit und tief angelegte Vorträge über einen Fall, den der Student kaum von weitem sieht, oder über ein Kapitel, wenn einschlägige Fälle fehlen.

Gegenüber meinen, auch im Operiren auszubildenden Assistenten, welche ich mit der Literatur bekannt zu machen suchte, befolgte ich die Vorsicht, dass ich ihnen zunächst nur günstige Fälle zum Operiren überliess, und dass ich sie, wenn sie während einer Operation etwa einen Fehler begingen, nicht unterbrach, sondern erst nachträglich belehrte, wie das hätte vermieden werden können. Bei der Anleitung zum Operiren am Cadaver suchte ich ihnen das Vorurtheil gegen die Verwendung der linken Hand zu benehmen, was mir durchschnittlich auch gelang. Während der Ferien hatten die Assistenten bei Besorgung der Reservezimmer die schönste Gelegen-

heit, selbständig zu handeln; auch während der Schulzeit war ich, besonders in den Reservezimmern, mehr der Consiliarius als der ordinirende Arzt.

Einen guten Theil meiner Zeit (wöchentlich 7—12 Stunden) widmete ich neben dem klinischen Unterrichte (wöchentlich 12—14 Stunden) der Anleitung in- und ausländischer Aerzte zum Operiren an Cadavern (in 8wöchentlichen Privatkursen); dadurch war ich veranlasst, über den technischen Theil der Operationslehre erst mit mir selbst klar zu werden. Die Zahl der ordentlich Inscribirten in Prag belief sich auf 450, die der Kursisten, welche meistens auch an der Klinik hospitirten, auf 465.

Mit dem Helmholtz'schen Augenspiegel, den ich mir noch im Herbste 1851 von Rekoss hatte kommen lassen, wusste ich längere Zeit nicht viel anzufangen; erst als ich im nächstfolgenden Jahre Professor Ruete, den nach mir ernannten Professor in Leipzig, und dessen Assistenten Coccius besucht und deren Modifikationen des Ophthalmoskops kennen gelernt hatte, lernte ich dessen Verwerthung mehr kennen und schätzen; im Jahre 1855 benützte ich mitunter auch das Tageslicht, welches ich durch eine kleine runde Oeffnung im Fensterladen des Hörsaales einfallen liess. — Bis Anfang 1856 nahm die Zusammen- und Darstellung des für den 2. und 3. Band aufgespeicherten Materiales meine freie Zeit so in Anspruch, dass ich der rasch anschwellenden Tagesliteratur nur mit Mühe folgen konnte und mehr auf das

Verarbeiten des von Anderen gebotenen, mannigfaltigen Materiales bedacht sein musste.

Von dem gewaltigen Umschwunge, welchen die Einführung der naturhistorischen Forschungsmethode statt der naturphilosophischen zunächst in der internen Medizin herbeigeführt hatte, konnte die Augenheilkunde nicht lange unberührt bleiben. Dieser Umschwung machte sich bereits in den vierziger Jahren, wenn auch mehr sporadisch, bemerkbar und trat im nächsten Dezennium, nach Erfindung des Augenspiegels, allbewältigend hervor. Während in Oesterreich, namentlich in Prag (Arlt, Hasner) und in Wien (Stellwag) die pathologisch-anatomische Richtung in bemerkenswerther Weise hervortrat, eröffnete in Deutschland nach Himly in Göttingen — vorbereitet durch die mathematischen Arbeiten von Gauss und Listing — Theodor Ruete (1845) mit der Einführung der physiologischen Optik eine neue Bahn und gaben die Arbeiten von Huek, Volkmann u. A. (Wagner's Handwörterbuch) Zeugniss von dem kostbaren Materiale, welches die Physiologen für die Augenheilkunde geliefert hatten. Brücke's Arbeit über das Auge (1847) gab auf Grundlage verlässlicher mikroskopischer Befunde ungeahnte Aufschlüsse über den Bau und die Funktion der Netzhaut und des Ciliarmuskels. In kurzer Zeit war die Mikroskopie so weit vorgeschritten, dass sie nicht nur über die physiologischen, sondern auch über die pathologischen Gewebselemente verlässlichen Aufschluss geben konnte, wie die Arbeiten von Heinrich

Müller, Kölliker, Donders, Bowman u. A. bezeugen. In Frankreich hatte Desmarres (Traité des mal. des yeux, 1847) den mehr naturphilosophischen Standpunkt seines Lehrers, des gelehrten und um mehrere Zweige vielverdienten Sichel, verlassen und mehr den anatomischen (nach Velpeau) eingenommen; er hat namentlich in operativer Beziehung (Iridektomie) neue Wege angebahnt.

Als es dann Helmholtz gelungen war, das vielumworbene Problem, den Hintergrund des Auges sichtbar zu machen, zu lösen, begann für die Erforschung nicht nur der früher unsichtbaren Gebilde, sondern auch für die der Hornhaut, der Iris und der Linse, so wie für die Lehre von der Refraktion und der Accommodation eine neue Aera. Die Untersuchungsmethode wurde eine ganz andere. Um die Verwendbarkeit des Augenspiegels erwarben sich besonders Ruete, Coccius und Liebreich (erst bei Helmholtz, dann bei Graefe Assistent), van Tright u. A. hervorragende Verdienste. Ed. Jäger hat nicht nur durch die erste getreue Abbildung des Spiegelbefundes bei Glaukom und durch die Wahrnehmung des Arterienpulses, so wie die Erklärung des Schichtstaares (1854), sondern auch (etwas später) durch die sorgfältige Cultivirung und Verwerthung der Untersuchung im aufrechten Bilde — objektive Bestimmung des Refraktionszustandes —, so wie endlich durch meisterhafte Abbildungen zahlreicher Spiegelbefunde (Beiträge zur Pathologie des Auges und Hand-

atlas), sich ein unsterbliches Verdienst erworben. Graefe war es vorbehalten, bestimmte ophthalmoskopische Diagnosen (Cysticercus, secessio retinae, Embolie der Centralarterie u. s. w.) festzustellen. — Ein bleibendes Denkmal hat sich zu Ende der fünfziger Jahre Donders gesetzt (Wahl der Brillen A. f. O. 1858, Refraktionsanomalien, ibidem 1860). Indem er sich fragte, wie das Auge — ohne Intervention der Accommodation — sich gegen parallele Strahlen verhalte, ob dieselben vor, in oder hinter der Netzhaut (je nach der Länge der Glaskörperachse) zur Vereinigung gelangen, löste er das Räthsel der Refraktionsanomalien wie ein mathematisches Problem. — In die fünfziger Jahre fallen auch die werthvollen pathologisch-mikroskopischen Untersuchungen von Heinrich Müller, Donders, Schweigger u. A., welche erst verlässlichen Aufschluss über die pathologischen Vorgänge im Inneren des Auges zu geben vermochten.

b. IN WIEN.

Als nach dem unerwartet frühen Tode des Professor von Rosas die Wiener Fakultät aufgefordert worden war, behufs der Besetzung der Lehrkanzel einen Ternavorschlag zu erstatten, erhielt ich am 8. August 1855 vom Dekane Dlauhy die Anfrage, ob und unter welchen Bedingungen ich geneigt wäre, die Stelle in Wien anzunehmen. Er bezeichnete neben Blodig, welcher supplirte, noch Gulz, Hasner und Stellwag als die

Männer, welche in der Sitzung des Collegiums zur Sprache gebracht worden waren.

Wie ich mir nun überlegte, ob ich meine Stellung in Prag (mit 1200 fl. C. M. Jahresgehalt, ohne Aussicht auf Erhöhung) mit der in Wien, wo mir 2500 fl. in Aussicht standen, vertauschen solle, sprachen sowohl die Rücksicht auf meine Familie (von 8 Kindern waren 4 am Leben) als ein gewisser Ehrgeiz für Wien, das ich nur von seinen Lichtseiten kennen gelernt hatte. Nur ein Bedenken sprach dagegen: ich hatte erfahren, dass man von seiten der Krankenhausdirektion mit dem Plane umging, für die Augenkrankenabtheilung, welche von Rosas neben der Klinik unentgeltlich geführt und nur ad personam anstatt eines Primarchirurgen übernommen worden war, ein eigenes, besoldetes Primariat zu errichten, demnach dem klinischen Professor bloss die 2 klinischen Krankensäle (mit je 10 Betten) zu belassen. Daraufhin schrieb ich dem Grafen Thun, welcher mittlerweile mit mir in Unterhandlung getreten war, ich könne nur dann antreten, wenn mir nebst den klinischen Zimmern noch eine Abtheilung von circa 50 Betten und 500 fl. als Primararzt zugewiesen würden. Ich erhielt nun zur Antwort, dass die Zuweisung einer Abtheilung von dem Ministerium des Inneren abhänge, dass er die Zahl der klinischen Betten auf 30 erhöhen, dass er mir 2500 fl. Gehalt und 500 fl. Quartiergeld zuweisen wolle, und dass er gar nicht zweifle, es werde mir, bis ich einmal in

Wien sei, bald gelingen, die für den Unterricht erforderliche Anzahl von Krankenbetten zu erlangen.

Darin nun, dass ich auf diese Aussicht einging, habe ich einen grossen Fehler begangen, einen Fehler, welcher mir die ersten Jahre meiner Existenz in Wien zu den schwersten meines Lebens machte und mich oft wünschen liess, in Prag geblieben zu sein. — Im Collegium, wo ich alte Freunde traf (v. Skoda, Rokitansky, Oppolzer, Hyrtl, Dlauhy), war ich gut aufgenommen. Für die Collegen Stellwag und Ed. Jäger (Dozenten) beantragte ich bald nach meinem Eintritte die Ernennung zu ausserordentlichen Professoren; aber für meinen Herzenswunsch, Vermehrung des Belegraumes, vermochte das Collegium nichts zu thun. Im Jahre 1851 erhielt Professor Jäger das Primariat der Augenkrankenabtheilung.

Im Allgemeinen Krankenhause, welches unter der Leitung eines von dem Ministerium des Inneren angestellten Direktors mit einer entsprechenden Zahl von Primarärzten steht, sind die Kliniken gewissermaassen nur eingemiethet; Veränderungen in den räumlichen und ökonomischen Verhältnissen können über Antrag der Fakultät und unter Genehmigung des Unterrichtsministeriums nur von dem Ministerium des Inneren (respektive der Krankenhausdirektion) bewilligt werden. Der Professor kann Kranke auf seine Klinik aufnehmen, wenn diese selbst zu ihm verlangen, oder wenn die in die Aufnahmskanzlei kommenden Kranken durch seinen eben

anwesenden oder von dem journalführenden Arzte herbeigerufenen Assistenten dorthin dirigirt werden; von dem alten Vorrechte der Kliniker, Kranke, die für den Unterricht geeignet erscheinen, bald nach ihrem Eintritte ins Spital von irgend welcher Abtheilung auf die Klinik transferiren zu lassen (mit deren Einwilligung), wird seit langer Zeit aus mehrfachen Gründen, besonders aber, weil viele der Primarärzte selbst Dozenten sind, nicht mehr Gebrauch gemacht.

Um das zum Unterrichte nöthige Material zu gewinnen, verwendete ich grosse Sorgfalt auf die ambulanten Kranken, deren Zahl von Monat zu Monat zunahm und bald auch die disponibeln Betten füllte. Ich bemühte mich hier wie in Prag, dafür zu sorgen, dass jeder einzelne der zahlreichen Schüler jeden vorgestellten und erörterten Fall selbst sehen und beurtheilen könne, was natürlich sehr viel Zeit erforderte, daher ich mich meistens nur auf rhapsodische Vorträge einlassen und nur mitunter zusammenhängende Erörterungen einzelner Kapitel bieten konnte. Auch hier wie in Prag war es meine Hauptaufgabe, von Semester zu Semester angehenden praktischen Aerzten das Nothwendigste aus der Augenheilkunde beizubringen. Dabei setzte ich meine Operationskurse für in- und ausländische Aerzte fort, so dass ich durchschnittlich 3½ Stunden in continuo auf der Klinik und im Hörsaale beschäftigt war.

Da ich aber auch die Aufgabe hatte, Operateure heranzubilden, und die geringe Zahl von Betten nicht mit

relativ vielen Operationsfällen belegen durfte, indem diese für den gewöhnlichen Studenten wenig Nutzen bieten, so unternahm ich neuerdings Schritte zur Erwerbung eines grösseren Belegraumes, längere Zeit fruchtlos (immer trat mir der Spitalsdirektor hindernd entgegen), bis mir Ende Februar 1858 Professor Hebra einen seiner grösseren Krankensäle, neben meiner Klinik gelegen, zur Benutzung als Reservezimmer für die Klinik abtrat*). Durch eine Bretterwand wurde dieser Saal in 2 Zimmer getheilt und hiemit ein Belegraum für 30 Betten gewonnen. Die Uebelstände, welche mit der Zusammendrängung von 60 Kranken in 4 relativ kleine Räume — die Betten waren meistens alle belegt — verbunden waren, hat Dr. Otto Becker in dem 1867 erschienenen Berichte über die Augenklinik von 1863 bis 1865 (bei Braumüller) eingehend geschildert. Erst nachdem Professor Stellwag aus dem aufgelassenen Josephinum an die Universität als Ordinarius übernommen worden

*) In ähnlicher Weise waren schon früher die chirurgischen, später auch die medizinischen Kliniken durch Reservezimmer erweitert worden. Dazu hatte ich auch einen Sekundararzt erhalten.

Nach dem von meinem ersten Assistenten Dr. Businelli (jetzt Professor in Rom) verfassten, in der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte erschienenen Berichte über meine Klinik vom Jahre 1858 betrug die Zahl der klinisch Behandelten 385. Aus diesem Berichte dürfte das über Iridektomie bei Hornhautfisteln, den Schutzverband und die sympathische Entzündung Gesagte besonders beachtenswerth sein.

Ein Vortrag über Enucleatio bulbi (gehalten am 7. März 1859) erschien in der Zeitschrift der k. k. Gesellschaft der Aerzte, 15. Jahrgang Nr. 10; auch als Separatabdruck.

war (1872), konnten die zu Unterrichtszwecken nöthigen Räumlichkeiten in der Art gewonnen und adaptirt werden, dass ich sagen konnte, meine nun auch mit 2 klinischen Assistenten versehene Anstalt reiche hin, nicht nur denjenigen, welche die Ausbildung in der Augenheilkunde für Aerzte überhaupt erlangen sollten, sondern auch für jene, welche sich zu Augenärzten speziell ausbilden wollten, hinreichende Gelegenheit zu bieten. Tüchtig geschulte Assistenten übernahmen die Unterweisung in jenen Zweigen, zu deren spezieller Cultivirung mir nicht die nöthige Zeit übrig blieb, namentlich in der Ophthalmoskopie, Ophthalmo- und Perimetrie, in der Bestimmung der Refraktions- und Accommodationsanomalien, in der pathologischen Anatomie und Mikroskopie und in den Operationsübungen am Cadaver.

Vor der Einführung der Lehr- und Lernfreiheit (1849) war das Institut der Assistenten als die eigentliche Pflanzschule für Professoren anzusehen. Der Assistent einer Lehrkanzel wurde über Vorschlag des Professors vom Studiendirektor (später vom Professorencollegium) für 2 Lehrkurse ernannt, konnte durch 2 weitere Kurse belassen werden und erhielt eine Art Stipendium (ganz in Geld oder zum Theil in Naturalverpflegung) aus dem Studienfonde. Seit der Einführung des Institutes der Dozenten ist es den Assistenten wohl wie früher gestattet, Kurse zu geben, ziehen es jedoch die meisten vor, sich bald als Dozenten zu habilitiren, um ihre Kurse auch im Lektionskataloge ankündigen zu dürfen und bei Erledigung

einer Lehrkanzel mit mehr Nachdruck als Competenten auftreten zu können. Seit 1870 sind für einzelne Kanzeln zwei Assistenten bewilligt, und kann auch deren Dienstzeit auf 4 Lehrkurse (ausnahmsweise auch darüber) ausgedehnt werden. Nebst den Assistenten können noch einige der jüngeren Aerzte, welche sich durch Spitalpraxis (auf eigene Kosten) weiter ausbilden wollen, eine Zeitlang als Aspiranten (Praktikanten) an irgend einer Klinik zur Aushilfe verwendet werden. Auf diese Weise ist es den Professoren möglich, junge Kräfte nicht bloss aus der eigentlichen Studienzeit, sondern auch nach derselben näher kennen zu lernen, sich tüchtige Assistenten auszuwählen und heranzuziehen.

Einen der tüchtigsten Assistenten erhielt ich 1862 an Dr. Max Tetzer. Begabt mit einem eminenten Gedächtnisse und klarer Auffassung der erhaltenen Eindrücke, hielt er zunächst als Assistent, dann als Dozent, systematische Vorträge über Augenheilkunde, welche, zumeist auf meine Vorträge und Bemerkungen sich stützend, die gesammte Literatur berücksichtigten und bald allgemeines Interesse erregten. Er erlag leider Ende 1866 nach übermässiger Anstrengung bei Besorgung eines Verwundetenspitales einer Pneumonie *). Seine stenographisch nachgeschriebenen Vorträge, von Dr. Grünfeld als »Compendium der Augenheilkunde« in Druck gelegt und

---

*) Später habe ich noch 2 meiner Assistenten durch Tod (Tuberculosis) verloren: Friedrich Biermann aus Pressburg und Heinrich Czell aus Siebenbürgen.

zuletzt 1874 von Dr. Bergmeister emendirt, sind nicht nur in Wien, sondern auch anderwärts zum ersten Unterrichte in der Augenheilkunde benutzt worden.

Auf Tetzer folgte durch die nächsten 2 Jahre Dr. Lucian Rydel, welcher sich mit seinem Vorgänger an dem von seinem Nachfolger Dr. Otto Becker entworfenen und redigirten klinischen Berichte (1867 bei Braumüller) betheiligte und bald nachher zum Professor der Augenheilkunde in Krakau ernannt wurde.

Ganz besondere Verdienste um den klinischen Unterricht erwarb sich Becker, welcher im Jahre 1858 bei mir Augenheilkunde gehört und nach seiner Promotion während seiner Spitalspraxis eine Zeitlang an Professor Ed. Jäger's Abtheilung (und Klinik) gedient hatte. Nachdem er sich dann seit 1862 bei mir als Privatassistent verwendet hatte, cultivirte er als Assistent an der Klinik mit seltenem Eifer die Ophthalmoskopie, die Refraktionsanomalien und die pathologische Anatomie mit Mikroskopie. Unter seiner Anleitung wurden durch Dr. Heitzmann vorzügliche Abbildungen von Augenspiegelbefunden angefertigt, welche heute noch eine Zierde des klinischen Hörsaales bilden; er übersetzte das grosse Werk von Donders (On the anomalies of accommodation and refraction, London 1864) ins Deutsche; er legte den Grund zu einer werthvollen Sammlung pathologischer, besonders mikroskopischer Präparate, welche später von Sattler und Fuchs ansehnlich erweitert wurde, und er regte eine Reihe jüngerer Kräfte zu

ähnlichen Arbeiten an, wie namentlich die Artikel von Dr. Czerny in dem citirten klinischen Berichte (pag. 178 bis 195) zeigen. Ausser Czerny, welcher von mir weg erst von Oppolzer, dann von Billroth zum Assistenten genommen wurde, waren von mir noch Rembold und Meierhofer für die Assistenz vorbereitet worden; ersteren nahm dann v. Skoda, letzteren Carl Braun zum Assistenten.

Später, nachdem noch Dr. August Ritter von Reuss, welcher nach Ed. Jäger's Tode (1884) mit der Supplirung der Lehrkanzel betraut wurde, und Dr. Wilhelm Schulek, welcher die Professur in Pest erhielt, durch je 2 Jahre bei mir Assistenten gewesen waren, machte ich jedem Competenten um die Assistentenstelle die Bedingung, dass er erst ein Jahr als Operationszögling an einer chirurgischen Klinik gedient und sich auch im Mikroskopiren gut eingeübt habe.

Dr. Hubert Sattler, jetzt Professor in Erlangen, war durch 4 Jahre, Dr. Ernest Fuchs, erst in Lüttich, jetzt in Wien (an der Jäger'schen Klinik) Professor, war durch 5 Jahre bei mir Assistent. Mein Sohn war 1½, Dr. Bergmeister, Dr. Kerschbaumer und Dr. Denk waren je 2 Jahre, Dr. Dimmer durch 3, Dr. Herz durch 1 Jahr vor meinem Rücktritt vom Lehramte bei mir Assistenten.

Im Februar 1857 schrieb mir Graefe über seine vorläufigen Erfolge der Iridektomie bei Glaukom. Gleich zu Ostern reiste ich nach Berlin, mich durch den

Augenschein davon zu überzeugen. Das war die grösste Ueberraschung, die ich in meiner ärztlichen Laufbahn erlebt habe. Ich wurde sofort ein eifriger Anhänger und Vertheidiger der neuen Lehre. Zehn Jahre später, nachdem ich die Wohlthat dieser Erfindung an vielen Kranken erprobt hatte, kam ich in die Lage, dieselbe bei meiner eigenen Frau (am linken Auge) anzuwenden und bis zu ihrem Tode (21. Jänner 1876) bewährt zu finden.

In Berlin hatte ich damals auch die Freude, meinen alten Freund Dittrich (von Erlangen) wiederzusehen und den liebenswürdigen Heinrich Müller (von Würzburg) persönlich kennen zu lernen.

Auf dem Ophthalmologencongresse zu Brüssel (Herbst 1857), zu welchem ich von der Regierung geschickt worden war, kamen wichtige Themata zur Besprechung (die Ophthalmia militaris, die Accommodation, das Glaukom) und ergab sich, leider nur zu flüchtig, Gelegenheit, mit hervorragenden Fachgenossen näher bekannt zu werden, auch mit Donders, welcher mich 1856 bei seiner Durchreise zur Wiener Naturforscherversammlung auf einige Stunden in Prag aufgesucht hatte.

Auf dem 2. Ophthalmologencongresse (1862 zu Paris), zu welchem Gulz mit mir delegirt war, wurde für die nächste Versammlung Wien designirt. Wir hatten dann, als das Frühjahr 1866 heran kam, alles vorbereitet, obwohl Professor Stellwag und Ed. Jäger den Eintritt in das Comité abgelehnt hatten; Professor Fr. Jäger erklärte sich bereit, den Vorsitz zu über-

nehmen; aber der Krieg mit Preussen machte unseren schönen Plan zu nichte; erst 1 Jahr darauf gab die grosse Ausstellung in Paris Anlass zur Zusammenkunft zahlreicher Collegen daselbst. Hier bildete bereits die Graefe'sche modifizirte Linearextraktion das Hauptthema der Besprechung; auch über die Exstirpation der Thränendrüse wurde viel discutirt. — Von den Versammlungen deutscher Naturforscher habe ich mich nur an den zu Karlsbad, zu Innsbruck und zu Salzburg abgehaltenen betheiligt.

Meine schriftstellerische Thätigkeit war in Wien, wie nach dem Gesagten wohl erklärlich ist, längere Zeit eine relativ geringe, zumal in den ersten Jahren. Ich war durch die Beschäftigung im Spitale, durch zahlreiche Rigorosen und durch privatärztliche Thätigkeit so in Anspruch genommen, dass ich die freien Stunden zur Erholung bedurfte. Es gehörte von Jugend auf zu meinen Eigenthümlichkeiten, dass ich, wenn ich nicht 7—8 Stunden geschlafen hatte, zu keiner ordentlichen Arbeit fähig war. Bedauern muss ich, dass ich bei dem reichlichen und mannigfaltigen Beobachtungsmateriale, das mir später zu Gebote stand, meine Wahrnehmungen an Kranken und Operirten nicht regelmässig zu Papier brachte; so ist mir vieles zur Publication Interessante nur der Hauptsache nach, aber nicht mit den nöthigen Einzelheiten im Gedächtnisse geblieben. Mein Gedächtniss, welches bereits während der übermässigen Anstrengung in den letzten Jahren des Gymnasiums merklich gelitten hatte,

war nicht mehr so getreu, als ich mir um diese Zeit noch zugemuthet hatte. Hiezu kam noch, dass bei dem Aufschwunge, welchen die Augenheilkunde in dieser Zeit erfuhr, besonders durch Graefe's Anregung, eine Menge neuer Gesichtspunkte auftauchte, welche durchgeprüft werden mussten (die Lehre von den Muskellähmungen, die verschiedenen Modifikationen der Staaroperation, die ausgebreitete Verwendung der Iridektomie u. s. w.). Dazu war begreiflicher Weise meist eine jahrelange Prüfung nöthig, bevor man selbständig darüber ein Urtheil gewinnen und abgeben konnte.

Bald nachdem Graefe sich in Berlin etablirt (1852) und in ähnlicher Weise wie Sichel und Desmarres eine Privatheilanstalt errichtet hatte, fasste er den Entschluss, eine eigene Zeitschrift unter dem Titel: »Archiv für Ophthalmologie« herauszugeben und lud dann Donders und mich ein, in die Redaktion einzutreten. Ich schrieb für diese Zeitschrift zunächst »anatomische, physiologische und pathologische Bemerkungen über den Thränenschlauch« (I. b. 135) noch in Prag, welchen ich in Wien meine Ansichten »über die Behandlung der Krankheiten« dieses Organes (XIV. c. 267) folgen liess. Der oben citirte Artikel über die Iris und den Ciliarkörper fiel in das Jahr 1857, der über den Ringmuskel der Augenlider (IX. a. 64) in das Jahr 1862. Ein Aufsatz »zur Lehre vom Hornhautabszesse« (XVI. 1) erschien erst nach Graefe's Tode (20. Juli 1870), worauf wir, Donders und ich, zu Ostern 1871 uns in

Berlin einigten, Professor Leber zum Eintritte in die Redaktion einzuladen.

Eine intensivere literarische Thätigkeit nahm ich erst bei der Herausgabe des Handbuches der Augenheilkunde von Graefe-Saemisch wieder auf, für welches ich die Operationslehre (1874 erschienen) abfasste. Im Jahre 1875 erschien von mir eine kurze Abhandlung über die Verletzungen des Auges (mit besonderer Rücksicht auf deren gerichtsärztliche Würdigung), welche ich früher in der Wiener medizinischen Wochenschrift publizirt hatte, 1876 eine ähnliche über die Ursachen und die Entstehung der Kurzsichtigkeit, beide bei Braumüller. In einem Vortrage: »zur Aetiologie und Therapie der Bindehautblennorrhoe« am 7. April 1875 (im Vereine der Aerzte Niederösterreichs — Separatabdruck bei Praetorius) — setzte ich auseinander, wie und warum ich meine schon in der Prager Vierteljahrschrift ausgesprochenen Ansichten über Blennorrhoe und Trachom allmälig in Wien geändert habe. Denselben Standpunkt zu den Krankheiten der Bindehaut habe ich dann in der 1881 erschienenen »klinischen Darstellung der Krankheiten des Auges« (bei Braumüller) eingenommen. Da letztere dieselben Kapitel (Krankheiten der Binde- und Hornhaut, der Iris und des Ciliarkörpers) behandelt, welche 30 Jahre früher in meinem Lehrbuche besprochen worden waren, gestattet wenigstens dieser Theil einen Vergleich und ein Urtheil, wiefern ich stehen geblieben, wiefern ich fortgeschritten bin, wieweit ich meine Ansichten beibehalten oder ge-

ändert habe. Nicht nur die Auffassung der verschiedenen Krankheitsprozesse, auch die Vereinfachung der Therapie gibt dem Leser zahlreiche Anhaltspunkte zu Vergleichen zwischen einst und jetzt. Von besonderem Interesse dürfte ein Vergleich dessen sein, was ich 1853 und 1884 über Glaukom (»Zur Lehre vom Glaukom«, Braumüller) publizirt habe. Meine jüngsten Arbeiten sind: »Winke zur Staaroperation« (Graefe's Archiv XXXI. 3.) und »Verwendung der Reisinger'schen Hakenpincette« ibid. 4.

Mitte der fünfziger Jahre zog die Reformation der Augenheilkunde auch die Therapie, insbesondere die Operationslehre, in ihr Gebiet, zunächst und zumeist durch Graefe. Nachdem dieser bereits 1854 in seinem berühmten Artikel über Diphtheritis und Blennorrhoe der Conjunctiva dargethan, dass bei der Anwendung des längst in die Praxis eingeführten Argentum nitricum vorzugsweise die jeweiligen anatomischen Veränderungen der Bindehaut und die durch seine Applikation hervorgerufenen Erscheinungen (die Reaktion) zu berücksichtigen sind, eröffnete er auch für die Behandlung der Iritis eine neue Bahn durch den Nachweis, dass es zumeist die Folgen einer vorhergegangenen Entzündung sind (zahlreiche, durch Mydriatica nicht lösbare, daher besonders breite, hintere Synechien), welche Rezidive der Iritis (Iridokyklitis) verursachen, dass es der Pupillarabschluss ist, welcher zahlreiche Augen nach Iritis ruinirt, und dass die Iridektomie im Stande ist, diese Folgen der Iritis zu

beheben, respektive unschädlich zu machen (A. f. O. II. 2. 1856).

Die grösste therapeutische Leistung unseres Jahrhunderts bildet (in der Augenheilkunde) unstreitig die Heilung des Glaukoms durch die Iridektomie von Graefe, 1857. Hatte auch Ed. Jäger bereits 1854 die erste getreue Abbildung eines glaukomatösen Auges nach dem Spiegelbefunde gebracht, so waren dadurch wohl die älteren Ansichten über die Veränderungen in glaukomatösen Augen widerlegt, aber es fehlte noch immer das Verständniss des Vorganges, durch welchen die Erblindung zu Stande kommt. Graefe's unermüdetem Forschen und seiner scharfsinnigen Deduktion aus vorliegenden Thatsachen der Beobachtung, unterstützt durch Adolf Weber und Heinrich Müller, gelang es, erst den Nachweis zu liefern, dass die Erblindung bei Glaukom durch Steigerung des intraoculären Druckes auf den Sehnerven, respektive auf die Sehnervenpapille, erfolge, und dann aus den Erfolgen, welche die wiederholte Punktion der Hornhaut und die Iridektomie nach Iritis geboten hatten, in dieser letzteren das Mittel zu finden, den bisher unheilbaren Prozess zu beseitigen oder doch zu sistiren. Ist auch das Wesen des Glaukoms nach seiner Entstehungsweise noch nicht genügend erkannt, und lässt sich auch die von Graefe als allgemein supponirte Drucksteigerung in einzelnen Fällen nicht unzweifelhaft nachweisen: so viel steht fest, dass die Iridektomie, rechtzeitig (nicht zu spät) und richtig aus-

geführt, die Erhaltung des Sehvermögens dauernd sichert. Die Thatsache, dass die Iridektomie auch bei einer grossen Reihe von Erkrankungen nützt, welche zuverlässig nicht von Erkrankung des Sehnerven ausgehen und nur unter deutlich nachweisbarer Drucksteigerung zu Erblindung führen, wie manche Keratektasien*), Pupillarabschluss, Linsenquellung, und dass die Erblindung hier in analoger Weise wie bei Glaukom, namentlich mit Einschränkung des Gesichtsfeldes (meistens von der Nasenseite her) vor sich geht, spricht deutlich zu Gunsten der Graefe'schen Auffassung des glaukomatösen Prozesses.

Als Vorstand eines grossen Institutes und als Lehrer, welcher seine Schüler mit dem jeweiligen Stande der Wissenschaft und Kunst bekannt machen soll, musste ich auch die zahlreichen, zu dieser Zeit auftauchenden

*) Im 3. Bande meines Lehrbuches (1856) hatte ich auf pag. 18 geschrieben: »Ich verfolge seit Jahren die Thatsache der Beobachtung, dass Augen mit etwas ektatischen Hornhautnarben bei reiner und etwas weiterer Pupille und ohne besondere Zufälle allmälig erblinden und sich dann abnorm gespannt anfühlen. War ich schon vor Anwendung des Augenspiegels zu dem Wahrscheinlichkeitsschlusse gekommen, dass hier die Erblindung nicht von Entzündung der Netz- oder Aderhaut ausgehe, so hat mich eine möglichst sorgfältige Untersuchung mit diesem Instrumente in einigen mir jüngst vorgekommenen Fällen um so mehr in der Annahme bestärkt, dass hier die Netzhautfunktion nur durch Druck von seröser Ausschwitzung im Glaskörper vernichtet werde«. Dass es auch in solchen Fällen zu Einschränkung des Gesichtsfeldes und zu Exkavation der Papille wie bei Glaucoma komme, wurde später von Graefe, der meine Beobachtung kannte, nachgewiesen.

Modifikationen der Staaroperation an meiner Klinik vornehmen, so weit es die Rücksicht auf die mir anvertrauten Kranken gestattete; ich war jedoch da, wo es sich um die Vornahme eines neuen Operationsverfahrens handelte, durchschnittlich sehr zaghaft, wenigstens wenn nicht triftige Gründe dazu einluden. Erst nach längerem Zögern entschloss ich mich (zu Ostern 1866), die Graefe'sche modifizirte Linearextraktion und ein Jahr später die Extraktion nach A. Weber vorzunehmen. Bei dem Umstande, dass mir nach der Beer'schen Extraktion noch immer mindestens 5% durch Vereiterung der Hornhaut verloren gingen, bestimmte mich der von Graefe ausgesprochene Satz: »eine Hornhautwunde, welche zum Austreten des Staares leicht aufklappt, ist hiezu auch nach der Operation sehr disponirt«, die lineare Form des Schnittes zu adoptiren und somit auch die Iridektomie mit in Kauf zu nehmen. Von den beiden Methoden, welche diesem Prinzipe entsprachen, und welche ich zunächst nur zum Durchprüfen für eine Zeit angenommen hatte, behielt ich dann die Graefe'sche mit einigen allmälig vorgenommenen, für zweckmässig erkannten, Abänderungen bei. Die zahlreichen, von Anderen (Lebrun, Critchett, Waldau, Liebreich, Jacobson, Wecker u. A.) vorgeschlagenen Modifikationen habe ich nicht geprüft. Ob die in jüngster Zeit eingeführte antiseptische Behandlung vor und nach der Operation im Stande sein werde, bei Wiederaufnahme des Bogenschnittes (ohne Iridektomie) für die

Extraktion, auch in jenen Fällen, in welchen der Operirte die nöthige Ruhe nicht einhält (nicht einhalten kann), die Vereiterung der Hornhaut zu verhüten, darüber Aufschluss zu erhalten, habe ich noch nicht hinreichende Gelegenheit gehabt. — Seit der Entdeckung der anästhesirenden Wirkung des Cocains auf die Binde- und Hornhaut durch Carl Koller, Secundararzt des Allgemeinen Krankenhauses in Wien (im Sommer 1884), ist die Ausführung der Extraktion an Lebenden nahezu so sicher geworden, wie an Cadavern; im Verein mit einer dem Auge angepassten Antiseptik ist also die Prognosis für die Staarextraktion in Zukunft ungleich günstiger als bisher zu stellen.

Wesentliche Fortschritte in der Therapie, insbesondere in dem dankbarsten Theile derselben, in der Prophylaxis oder, wenn man will, in der Aetiologie, wurden der Augenheilkunde durch die Vervollkommnung der Mikroskopie und durch die Experimente an Thieren zugeführt.

Wohl hatte die Beobachtung von Semmelweiss im Wiener Gebärhause zu Anfang der fünfziger Jahre die Aufmerksamkeit auf die Gefährlichkeit des Eindringens septischer Stoffe in den Körper gelenkt, aber erst durch Lister gelangte die Antiseptik zu allgemeiner Würdigung, und erst in den siebziger Jahren erhielt die Lehre von den Infektionskrankheiten durch den mikroskopischen Nachweis der Mikrobien Klärung und sichere Begründung. Als ich über die Krankheiten der Bindehaut schrieb

(1851), galt es bezüglich der Blennorrhoe der Neugeborenen und der Erwachsenen vorerst, zu zeigen, dass Infektion durch Uebertragung krankhaften Sekretes von den Genitalien oder von einem Auge die einzig sicher gestellte Ursache der Blennorrhoe sei, dass alle anderen angeblichen Ursachen negirt oder doch als zweifelhaft angesehen werden müssen. Damals war ich noch der Meinung, dass das im Civile vorkommende Trachom von der besonders bei dem Militär vorkommenden Augenentzündung verschieden sei. Seit ich mich aber in Wien von der Identität beider überzeugt und für beide zur Bezeichnung der Uebertragbarkeit den Namen »chronische Blennorrhoe« gewählt habe, dauerte es nicht lange, bis nicht nur der Gonococcus (Neisser) für die Blennorrhoe, sondern auch das Vorhandensein von Mikrokokken bei Trachom (Sattler), sowie das Hervorgehen von Trachom aus Blenn. neonatorum (in einigen Fällen), nachgewiesen wurde. Die Resultate, welche durch das Verfahren von Credé (1879) behufs Verhütung des Auftretens der Blenn. neonatorum erzielt worden, sind ein Triumph der ätiologischen Studien.

Dass auch der eigentlichen Diphtheritis Pilzbildung zu Grunde liegt, ist unzweifelhaft. Bezüglich der Hornhaut hat Horner schon 1871 auf die infektiöse Natur des aus dem erkrankten Thränenschlauche stammenden Sekretes bei Verwundung der Hornhaut aufmerksam gemacht, und hat sich bei Ulcus serpens und Ulcus rodens nur die antiseptische Behandlung, vorzugsweise das

Ferrum candens (Martinache, Sattler), als verlässlich bewährt.

Ob das antiseptische Verfahren, den besonderen Verhältnissen am Auge angepasst, auch bei den Operationen am Bulbus, speziell bei der Extraktion, einen wesentlichen Nutzen bringen werde, kann nur durch weitere Prüfung (in grossen Zahlen) entschieden werden. Meines Erachtens genügt in Fällen, in welchen keine Erkrankung am Auge oder anderswo am Körper vorliegt, welche Verdacht auf nachfolgende Wundinfektion erregt, strenge Reinlichkeit bezüglich der Hände, der Instrumente, der Verbandstücke und der Zimmerluft, die Anwendung antiseptischer Mittel entbehrlich zu machen.

Ich habe unter meinen Augen eine grosse Menge von verschiedenen Arzneimitteln, Behandlungsmethoden, Operationsverfahren u. s. w. vorüberziehen sehen, welche — gleich Irrlichtern — bald wieder vom Schauplatze verschwunden sind.

Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, zu zeigen, dass ich in einer sehr bewegten Zeit der medizinischen Wissenschaft gelebt habe. Es war mir vergönnt, mit einer grossen Zahl der Begründer der besseren Richtung in der Medizin, namentlich in der Augenheilkunde, in persönlichen Verkehr zu treten.

VIII.

VERHÄLTNISS ZU MEINER FAMILIE, MEINEN SCHÜLERN, FREUNDEN UND COLLEGEN.

Zu Ende des Jahres 1858 starb mir ein hoffnungsvoller Knabe von 11 Jahren an Scharlach, durch welche Krankheit ich schon in Prag (1854) zwei Kinder verloren hatte. Mein ältester Sohn (geb. 28. Dez. 1842) wandte sich dem Studium der Medizin zu und entschied sich, nachdem er durch 1½ Jahre an meiner Klinik gedient hatte, für Augenheilkunde, doch ohne Neigung zum Lehrfache. In glücklicher Ehe lebt er hier als Augenarzt. Der jüngste (geb. 27. Nov. 1853) widmete sich dem Studium der Oekonomie, und meine Tochter ist seit 1873 die Frau des jetzt beim Landesvertheidigungsministerium hier angestellten Hauptmannes Sindl. Nachdem ich am 21. Jänner 1876 meine gute Frau durch eine Lungenentzündung (die 4. während unserer Ehe) verloren habe, ist es ein Glück für mich, dass meine

Tochter mit ihrer Familie bei mir wohnen und mich der häuslichen Sorgen entheben kann.

Mein älterer Bruder (geb. 4. Aug. 1809), in mancher Beziehung von jeher ein Sonderling, wohnte, da er als subalterner Beamter ledig geblieben war, seit meinem Domizil zu Wien bei mir; arge Täuschungen, welche er in Folge übermässiger Gutmüthigkeit und mangelnder Klugheit in den letzten Jahren durch vermeintliche Freunde erfahren, hatten ihn in letzter Zeit um seinen Verstand gebracht. Er starb am 29. August 1885.

Erfreulich dagegen, ja für mich erhebend, war das Verhältniss zu meinem jüngeren Bruder. Er lebte im Elternhause durch mehr als 20 Jahre in glücklicher, doch kinderloser Ehe, hatte sein gutes Auskommen und wurde schon in jungen Jahren zum Gemeindevorstande gewählt. Ich besuchte ihn seit 1858 alljährlich in den Herbstferien auf 14 Tage, einmal auch mit Rokitansky und seiner Frau von Teplitz aus in Begleitung von Dr. Höring, Hofrath Löschner und Professor Zippe.

Wir beriethen uns durch einige Jahre, wie dem mit der Abnahme des Zinnbergbaues hereinbrechenden Verfalle der Gemeinde in moralischer wie in materieller Beziehung entgegen gearbeitet werden könne. Da kam uns ein günstiger Umstand zu Hilfe. Die Gemeinde besass neben 35 Joch Wald noch 20 Joch Weidegrund, welcher keinen anderen Nutzen brachte, als dass die Leute ihr Vieh dorthin auf die Weide treiben, eigentlich nur der frischen Luft aussetzen konnten, denn Futter war dort wenig zu

finden. Mein Bruder, welcher den kurz vorher dort beschäftigten Katastralbeamten beim Feldmessen zugesehen hatte, nahm nun, nachdem wir die Gemeinde für unseren Plan gewonnen hatten, die Vermessung und Eintheilung der Hutweide in Parzellen vor, und diese wurden dann, anfangs gegen niedrige, später gegen höhere Pachtzinse an einzelne Hausbesitzer zur Urbarmachung und Benützung für Feldbau überlassen. Hiemit war nicht nur den Insassen eine neue Erwerbsquelle eröffnet, sondern auch die erste Bedingung zu dem uns noch mehr am Herzen gelegenen Vorhaben erfüllt, nämlich zur Errichtung und Unterhaltung einer eigenen Schule in Obergraupen. Sobald wir einen jährlichen Pachtzins von 300—400 fl. erwarten durften, um einen eigenen Lehrer besolden zu können, mittelte mein Bruder eine geeignete Baustelle mitten im Dorfe (durch Umtausch gegen Gemeindegrund) aus, und entwarf ich den Plan für das Schulhaus, welches sodann auf meine Kosten erbaut wurde. Als aber bald darauf — nach Einführung der achtjährigen Schulpflicht — das Haus durch Zubau erweitert werden musste, was die Kosten auf mehr als 6000 fl. erhöhte, entfiel nach dem neuen Schulgesetze die Verpflichtung, die Schule auf Kosten der Ortsgemeinde allein zu erhalten, und diese kann fortan den jährlichen Pachtzins zur Bestreitung der Gemeindeauslagen (auch zur Unterhaltung eines Pfründnerhauses) verwenden. Die durchaus zweckmässig gebaute und eingerichtete Schule (für 120—140 Kinder) ist dem armen Dorfe eine wahre Wohlthat

geworden, und ich freue mich jedesmal, wenn ich sie wiedersehe. Aber auch meinem Bruder hat sie für sein gemeinnütziges, aufopferndes Wirken Segen gebracht. Nach dem Tode seiner Frau heiratete er — nicht ohne meine Zustimmung — ein junges braves Mädchen und wurde in wenig Jahren Vater von 5 Kindern. Leider starb auch diese Frau schon nach 9 Jahren. Nun ist es für ihn eine Wohlthat, seine Kinder im Orte selbst in die Schule schicken zu können.

So oft ich meine Heimat besuchte, kamen natürlich auch Kranke, besonders Augenleidende, mich um Rath und Hilfe zu bitten. Das war für mich, für meine dort gesuchte Erholung, störend, unbequem. Ich half mir dann damit, dass ich einige Tage und Stunden festsetzte, an welchen ich entweder in Graupen (im Bezirksspitale) oder in Teplitz, wo ich bei meinem Freunde Höring abstieg, ordinirte. Bald kam es dahin, dass ich mich auch zur Vornahme von Operationen in Graupen oder in Teplitz entschloss. Ich habe seit 1859 alljährlich 15—20 Staaroperationen dort vorgenommen, durchschnittlich mit besserem Erfolge, als in dem meist überfüllten Krankenhause zu Wien. Die Leute brachten mir unbedingtes Vertrauen und Folgsamkeit entgegen, und die Aerzte (Baumeister, Müller, Reichl, Zonasch) unterstützten mich redlich in der Nachbehandlung.

Mit meinem Freunde Gulz, einer durchaus edel angelegten Natur, bin ich bis zu seinem Tode in innigem Verkehre geblieben. Mit ihm machte ich auch eine der

angenehmsten Reisen: über Heidelberg und Heiden, wo Graefe weilte, nach Chur, St. Moriz, durch das Engadin nach Finsterminz, und durch das Vintschgauthal nach Meran und Botzen, schliesslich über den Brenner, wo eben die Eisenbahn gebaut wurde, nach Innsbruck und Salzburg.

Der gute Oppolzer starb leider gleichfalls im vollen Mannesalter; mir wurde die schmerzliche Aufgabe, am Grabe ihm Worte des Dankes und der Anerkennung seiner Verdienste nachzurufen.

Mit v. Skoda trat ich erst in den letzten 15 Jahren vor seinem Tode in mehr freundschaftlichen Umgang. Ihm verdanke ich viele frohe Stunden in Gesellschaft mit einem ausgewählten Kreise von Freunden. Ernst in der Wissenschaft, meist trocken und kurz gefasst im gewöhnlichen Verkehre, barg er ein warm fühlendes Herz in seinem Busen, und im traulichen Kreise der Freunde entschlüpften seinem Munde nicht selten die treffendsten Bemerkungen und Scherze. Er, der als armer Student in Wien manchmal den Hunger mit gequellten Erbsen gestillt hatte, war unter Beibehaltung einer relativ einfachen Lebensweise zu einem ansehnlichen Vermögen gelangt, übte aber, jetzt darf man es schon sagen, mehr Wohlthaten im Stillen, als die Mitwelt ahnte.

Es sei mir gestattet, was nur Wenigen bekannt ist und vielleicht auch anderweitig nicht bekannt gegeben werden dürfte, hier kurz anzugeben, in welcher Weise v. Skoda zum Studium der Medizin gelangte. Sein

um 4 Jahre älterer Bruder Franz (jetzt 84 Jahre) war, ich weiss nicht genau wie, nach Wien gekommen, wo er Medizin studirte. Er war öfters in das Haus des Fabrikanten Bischof eingeladen worden. Als nun die Frau Bischof, welche auf Anrathen der Aerzte die Cur in Karlsbad gebrauchen sollte, ihn um die beste Route dorthin frug und erfuhr, dass sie auch über Pilsen reisen könne, entschloss sie sich, Franzens Eltern daselbst aufzusuchen. Dort ruhte sie einen Tag aus und sah unter andern auch Franzens Bruder Joseph, welcher eben das Gymnasium und Lyceum absolvirt hatte. Er muss auf sie einen sehr günstigen Eindruck gemacht haben; sie frug, was er werden wolle. Die Eltern sagten, er wolle ebenfalls nach Wien gehen, um Medizin zu studiren, aber es fehlen die Mittel dazu. »Nun, wenn's weiter nichts ist, kommen Sie nur nach Wien; wir werden schon Mittel und Wege finden, Sie durchzubringen.« Und so geschah es. Die verständige Frau hielt ihr Wort, wohl kaum ahnend, welch' grossen Dienst sie durch ihre humane Handlung der Wissenschaft und leidenden Menschheit erweisen werde. — Die edle Frau und ihr Mann waren todt, das von dem Sohne fortgeführte Geschäft war ins Stocken gerathen, als v. Skoda bereits berühmt und wohlhabend geworden war. Da nahm sich v. Skoda des durch einen Wechsel bedrängten Sohnes mit einer hohen Summe in einer so zarten Weise an, dass ich das mit Worten würdig zu schildern gar nicht unternehme. — Als ich dann an

seinem Grabe sprechen sollte, übermannte mich die Rührung so, dass ich abbrechen musste. Das war ein grosser Geist, ein edles Herz!

Von meinen intimen Freunden aus früheren Jahren ist mir nur der wackere Jaksch noch am Leben geblieben; meine Uebersetzung nach Wien hat uns räumlich getrennt; nur in den Herbstferien besuche ich ihn auf seiner Besitzung (früher Lasko bei Přibram, jetzt Lohowa bei Pilsen). Mit ihm und Dittrich, der in Erlangen tödtlich erkrankte, habe ich, bevor ich Professor wurde, manche trübe Stunde, dann aber auch viele frohe Tage verlebt. Auch Dittrich hat, bevor er nach Erlangen berufen wurde, in Prag schwere Kämpfe durchzumachen gehabt.

Was meine näheren Collegen (Fachgenossen) in Wien betrifft, so habe ich mit Stellwag wohl in gutem Einvernehmen gelebt, doch kam es zwischen uns nie zu einem wärmeren Verhältnisse. Eduard Jäger war gegen mich wie gegen Graefe und Donders und manch' andern Collegen verbittert. Er hatte nach seiner verdienstvollen Arbeit »über Staar und Staaroperationen« offenbar darauf gerechnet, dass er die durch Rosas' Tod erledigte Lehrkanzel erhalten werde, um so mehr, als er mit seinem Vater an dem Grafen Thun eine glückliche Operation ausgeführt hatte (Ausziehung eines Zündhütchenfragmentes aus der vorderen Kammer mit Excision eines Stückchens Iris). Ich schliesse dies aus dem Umstande, dass mir Graf Thun nach meiner

Ernennung für Wien bedeuten liess, ich möge trachten, mit Jäger in gutem Einvernehmen zu bleiben. Ich habe demgemäss nicht nur auf seine Ernennung zum ausserordentlichen Professor, sondern auch, einige Jahre später, auf Gewährung eines Gehaltes von 1500 fl. (als ausserordentlicher Professor) angetragen. Da er als Primarius 1800 fl. Gehalt und freie Wohnung hatte, waren seine fixen Bezüge kaum geringer als die meinen. Aber das genügte nicht, ihn mit seiner Stellung als Vorstand einer grossen Abtheilung (mit 80 Betten) und der damit verbundenen Klinik zufrieden zu machen. Dass er seit seiner Promotion (1844) durch eine Reihe von Jahren wenig für seine Ausbildung in der Medizin überhaupt gethan hatte, und dass ich bereits eine Professur inne hatte, bevor er an die Bewerbung um eine solche denken konnte, das scheint er sich nie zu Gemüthe geführt zu haben; er dachte nur an seine späteren, nach mancher Richtung ausgezeichneten und auch allgemein anerkannten Leistungen. — So blieb ich denn, was collegialen wissenschaftlichen Ideenaustausch betrifft, ausser Gulz, fast nur auf meine Assistenten beschränkt.

Um so mehr freute ich mich auf die jährliche Zusammenkunft mit Fachgenossen in Heidelberg, von Graefe zuerst nur für einen kleinen Kreis von Freunden veranstaltet, später zu einer grösseren Gesellschaft umgewandelt. In diesem reizenden Winkel am Neckar lernte ich auch Donders näher kennen, später Bowman, Critchett, Agnew, Horner, Pagenstecher

u. A. Von dort aus unternahm ich 1859 mit Graefe und Donders eine entzückend schöne Reise in die Schweiz, erst durch das Berner Oberland, dann über die Gemmi und Bad Leuk nach Chamounix, endlich über Genf und Neuchatel nach Olten, wo wir uns trennten. Graefe kannte keine Strapazen. Wer hätte damals geahnt, dass der wackere Bergsteiger einem Lungenleiden und so bald erliegen werde!

Nach dem Tode Hebra's wurde ich (1880) von der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien, in welcher ich wiederholt Vorträge gehalten hatte, zu ihrem Präsidenten gewählt.

Die grösste Auszeichnung, das freudigste, erhebendste Fest für mich, war die Feier meines 70. Geburtstagsfestes durch meine ehemaligen Assistenten und Schüler. Viele waren aus weiter Ferne gekommen, mich zu beglückwünschen. Ein Album, von Stork mit einer kunstvollen Enveloppe versehen, enthielt an 200 Photographien von meinen ehemaligen Schülern, mir und meinen Kindern ein theueres Andenken. Schon vor Jahren hatte ich einem Freunde geschrieben: »Nicht die momentane Begeisterung — die mit den Jahren steigende Anerkennung ist dem Lehrer der Maassstab für sein Wirken«.

Wenige Wochen nach dieser Feier eilte ich nach Berlin zur feierlichen Enthüllung des am Eck der Louisen- und Schumannstrasse errichteten Standbildes von Graefe, zu welcher nebst Donders zahlreiche

Schüler und Verehrer des uns leider zu früh Entrissenen herbeigeströmt waren. In der Rede, welche ich als Senior vor der Statue zu halten die Ehre hatte, hob ich unter anderem auch hervor, dass Graefe für die Errichtung eigener ophthalmologischer Lehrkanzeln von staatswegen in dem nun geeinigten Deutschland eigentlich die Bahn gebrochen hat.

IX.

MEIN GESUNDHEITSZUSTAND.

Eine schwere körperliche Krankheit hat mich nie befallen. Selbst die gewöhnlichen Kinderkrankheiten haben mich, nachdem ich geimpft war, nicht heimgesucht. Nur im 10. oder 11. Jahre war ich einmal an einer fieberhaften Krankheit in Weisskirchlitz bettlägerig, so dass ein Arzt aus Teplitz zu Rathe gezogen wurde; ich erinnere mich nur, dass ich grossen Durst, heftiges Seitenstechen und Husten hatte. — Erst gegen Ostern 1849, als durch gedrückte Gemüthsstimmung meine Widerstandskraft sehr geschwächt sein mochte, erkrankte ich wieder, und zwar an einer heftigen Hals- und Mittelohrentzündung, in Folge deren es zum Durchbruche des linken Trommelfelles kam.

Später, als ich im August vor meiner Uebersiedlung nach Wien meine Abschiedsvisiten (zum Theil in entfernten Landhäusern) machte, gerieth mir bei einer ungeschickten Bewegung im offenen Wagen glühende Cigarrenasche in das linke Auge. Ich muss hier bemerken,

dass ich mir das Rauchen erst zu der Zeit, in der ich der Hausordination des Dr. Jaksch beiwohnte, während der gemeinschaftlichen Rast nach der Ordinationsstunde angewöhnt hatte. Um die wunde Stelle an der Hornhaut rasch zur Heilung zu bringen, verklebte ich die Lidspalte mit Streifen englischen Pflasters, wie das damals nach der Extraktion üblich war, und legte darüber eine Binde an. Da ich aber bemerkt hatte, dass die sich vom Rande her einrollenden Pflasterstreifen mich drückten und beunruhigten, entfernte ich dieselben schon nach einigen Stunden und beschränkte mich auf einen Verband, welcher den Lidschlag hemmte. Diese Wahrnehmung bestimmte mich dann in Wien, den althergebrachten Verband nach der Extraktion aufzugeben, die Augengrube mit Charpie auszupolstern, und diese mittelst zollbreiter Leinwandstreifen, welche an beiden Enden mit Heftpflaster bestrichen waren, an die Augen angeschmiegt zu erhalten; zwei Jahre später führte ich über diesen Verband noch einen Monoculus aus weichem Flanell, und in den letzten Jahren liess ich auch meistens die manchmal Ekzem erregenden Heftpflasterstreifen weg. Auf diese Art ist mein Schutzverband entstanden; den Graefe'schen Druck- und Schnürverband habe ich nur dann verwendet, wenn ich nicht sowohl die Lider immobil machen, als vielmehr einen Druck auf das Auge (wie bei Orchitis auf den Testikel) ausüben wollte.

Im Jahre 1859 erkrankte ich, sei es in Folge physischer Anstrengung, sei es wegen deprimirender

Gemüthsaffekte an Magenkatarrh und Schlaflosigkeit. In desperater Stimmung eilte ich gleich nach Schluss des Sommersemesters zu meinem lieben Graefe nach Berlin, mich zu zerstreuen. Dieser bemerkte mein Leiden sehr bald und rieth mir, zunächst das Rauchen und das Biertrinken, obwohl ich darin nie unmässig gewesen war, aufzugeben und, da er vorläufig noch an Berlin gebunden war, vor unserer beabsichtigten Schweizerreise indess erst nach Misdroy an der Ostsee zu gehen.

Dort fand ich bald angenehme Gesellschaft (Dr. Oswald aus Berlin, Spediteur Arlt aus Stettin) und erholte mich rasch; dann ging's fort nach Heidelberg und in die Schweiz. Ich bin dann noch einmal (1867) mit meiner Frau und den jüngeren zwei Kindern auf einige Wochen nach diesem stillen Seebade gegangen.

Anfang März 1862 durch meinen Freund Brettauer, der 1857 mein Schüler gewesen, zu einer Consultation nach Triest gerufen, erkrankte ich daselbst an einem heftigen Gesichtserysipel. Ich war kurz nach der Abfahrt von Wien, in einen Pelz gehüllt, eingeschlafen und hatte, als ich erwachte und sehen wollte, wo wir seien — wir hatten eben den Semmering passirt — den Kopf durch das geöffnete Fenster hinausgesteckt; ein kalter Luftstrom traf meinen Kopf (von der rechten Seite); bald darauf bekam ich Frost, dann Abgeschlagenheit und Unruhe. Als ich des Morgens in Triest anlangte, erschrak Brettauer über mein Aussehen. Bald

war es klar, dass sich an der rechten Hälfte des Kopfes ein Rothlauf entwickle. In dem Elternhause von Brettauer fand ich die liebevollste Pflege; nach 4 Tagen konnte ich zu meiner geängsteten Familie zurückkehren.

Seitdem habe ich keine ernstliche Gesundheitsstörung erfahren und auch die Inklination zu Bronchialkatarrhen verloren; ich meine, dass hiezu auch kalte Waschungen des ganzen Körpers (2—3 mal in der Woche) viel beigetragen haben.

Meine Sehkraft entspricht im Ganzen so ziemlich meinem Alter; mit Convex 4 Dioptrien bewaffnet gestatten mir auch die Augen noch, delikate Operationen vorzunehmen; nur bei feineren ophthalmoskopischen Untersuchungen muss ich oft an die Controle durch meinen Sohn appelliren, um sicher zu sein, ob ich recht gesehen habe.

Wien Ende Dezember 1885.

D. ARLT.

X.

ARLT'S LETZTE LEBENSJAHRE, KRANKHEIT UND TOD.

VON

OTTO BECKER.

Gegen Ende des Sommersemesters 1881 machte Arlt dem Unterrichtsministerium die Anzeige, dass er am 18. April des nächsten Jahres sein 70. Lebensjahr vollenden werde, mithin seine Professur niederzulegen habe.

Das Ministerium antwortete mit der ihm gesetzlich zustehenden Aufforderung, er möge bei seiner geistigen Frische und ungeschwächten körperlichen Rüstigkeit sein Lehramt noch ein Jahr weiterführen. Nach Berathung mit Freunden erklärte Arlt sich dazu bereit. Somit war es entschieden, dass er erst mit dem Schluss des Sommersemesters 1883 seine öffentliche Thätigkeit beenden sollte.

Im April 1882 überraschten ihn zahlreiche Schüler und Freunde, indem sie zur Feier seines 70. Geburtstages,

zum Theil aus weiter Ferne, herbeieilten. Sie wollten noch einmal für einige Tage sich zu seinen Füssen auf die Schulbank setzen, ihm und der Oeffentlichkeit zum Zeichen, wie hoch sie das Glück schätzten, sich als seine Schüler betrachten zu dürfen.

Wie er diese Huldigung auffasste, sagen seine schönen Worte:

»Nicht die momentane Begeisterung —, die mit den Jahren steigende Anerkennung ist dem Lehrer der Maassstab seines Wirkens«.

Am 6. Juli 1883 nahm Arlt Abschied von seiner Klinik. In dem festlich geschmückten Hörsaal wurde ihm von seinen Schülern in Gegenwart eines grossen Theiles des medizinischen Professorencollegiums eine künstlerisch ausgestattete Adresse überreicht.

Aus den Worten, mit denen er dankte, klang wieder die hohe Genugthuung hervor, sich als anerkannten Meister einer angesehenen und ausgebreiteten Schule betrachten zu dürfen. Und mit Recht! Selbst persönliche Gegner haben es öffentlich ausgesprochen, dass in gewissem Sinne sich alle jetzt lebenden Augenärzte als seine Schüler zu betrachten haben.

So empfänglich auch Arlt für alle diese Beweise von Anerkennung, Verehrung und Liebe war, so konnten sie doch den Ausbruch einer tiefen geistigen Verstimmung nicht verhindern, der er bis zu seinem Ende nur vorübergehend Herr wurde.

Dieser Verstimmung lagen offenbar ganz verschiedene

Ursachen zu Grunde, deren er selbst sich zum Theil wohl nicht bewusst geworden ist.

Aus der eigenen Schilderung seines Lebens geht hervor, dass er die hohe Stellung in der Wissenschaft, in der Lehre und in der Praxis nur durch rücksichtslose Ausbildung derjenigen Eigenschaften erreicht hat, welche in directer Weise sein ärztliches Wissen und Können zu fördern im Stande gewesen sind. Eine gewisse Einseitigkeit und enge Begrenzung seiner geistigen Interessen ist die Folge davon gewesen.

Ausser den Pflichten seiner amtlichen Stellung waren es die Interessen des ärztlichen Standes, für die einzutreten er jeden Augenblick bereit war, waren es die Bedrängnisse armer Studenten, denen er seine Zeit, seine Mühe, seine Mittel, als wäre das ganz selbstverständlich, bis an die Grenze des Möglichen widmete.

Beobachten und sich über das Beobachtete aussprechen, es Andern, Schülern und Collegen, mittheilen, durch die Lehre sich selber zur Klarheit zwingen: damit ist erschöpft, was ihm neben seiner Familie, dem sehr entwickelten Gefühl für Freundschaft und dem Wohlthätigkeitssinn, den er in so grossartiger Weise bewährte und von dem er in so bescheidener Weise spricht, das Leben werth machte.

Beobachten und Lehren: eines war für ihn ohne das andere nicht vorhanden.

Nun die Gelegenheit zu mündlicher Lehre weggefallen war, war er allein auf schriftliche Mittheilung angewiesen.

7*

In erhöhter literarischer Thätigkeit suchte er Ersatz. Man will aber an ihren Erzeugnissen eine gegen früher verminderte Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit des Ausdruckes wahrgenommen haben und führt dies, wohl nicht mit Unrecht, auf das Fehlen des gewohnten täglichen Vortrags zurück.

Arlt's klarer Selbstkritik blieb dies nicht verborgen.

Die Schilderung seiner Erlebnisse giebt aber auch Aufschluss, wie neben der engen Begrenzung seiner geistigen Interessen sein wahrhaft edler und in seiner Einfachheit grosser Charakter sich entwickelt hat.

Ein berühmter College schrieb nach seinem Tode:

»Für Arlt hatte ich, so diametral sich unsere Naturen in Vielem gegenüberstanden, immer eine grosse Verehrung und Sympathie. Das einfach Wahre im Denken und Handeln ist immer etwas Schönes, Grosses, etwas Imponirendes in dem künstlichen Bau unserer modernen Gesellschaft.«

So lange Arlt in seiner hervorragenden Stellung an der Würde seines Amtes einen Halt hatte, ging er an diesen künstlichen Verhältnissen achtlos vorüber. Den Pensionär beängstigten und bedrückten sie, und verwirrten und trübten wohl auch nicht selten die Klarheit seines Blickes und Urtheils.

Allerdings machten sich die veränderten äusseren Verhältnisse schon fühlbar, ehe sie noch thatsächlich eingetreten waren.

Gerade weil in Arlt das Bewusstsein, an der Spitze

einer grossen Schule zu stehen, sein ganzes Sein beherrschte, war der ohnehin verständliche und berechtigte Wunsch, einen Fachgenossen seiner Schule zum unmittelbaren Nachfolger oder wenigstens für später als Nachfolger in sicherer Aussicht zu haben, bei ihm zu einem heissen Verlangen geworden. Er betrachtete es geradezu als Ehrensache, dass die noch zu Zeiten seiner Amtsführung, und zwar gerade auf seine Veranlassung hin, in Fluss gerathene Besetzungsfrage in seinem Sinne erledigt werde.

Als sich da nun auch andere Wünsche und Bestrebungen, von den seinigen abweichende Auffassungen und Einflüsse geltend machten, wurde es Arlt schwer, Personen und Sachen ruhig und objectiv zu beurtheilen. Ueberall sah er persönliche Gegnerschaften, Anfeindungen, Nichtworthalten, Unzuverlässigkeit, Zurücksetzung u. s. w. Dazwischen blieb es auch nicht aus, dass er sich selbst anklagte, er habe dies oder das ungeschickt angefasst, er sei kein Diplomat; aber, heisst es dann wieder, er könne keine Schritte thun, die er an anderen tadele.

Vertrauliche Briefe aus den letzten Jahren geben ein herzergreifendes Bild von der unklaren, verbitterten und traurigen Seelenstimmung, in der er lebte.

»Wenn Sie heute hier wären«, schreibt er am 15. April 1883, »träfen Sie mich in einer andern Stimmung als vor einem Jahre, wo von meinen Freunden und Schülern einer nach dem andern kam, mein Geburtsfest zu feiern, und ich mit stolzer Befriedigung auf meinen Lebenslauf zurückblicken konnte. Heute bin ich kleinlaut . . .«

Und drei Wochen später (4. Mai): »Ich danke Ihnen für Ihre innige Theilnahme an meinem Leiden. Leider kann ich Ihnen nichts besseres melden, nur schlimmeres«. Arlt berichtet dann über den Tod von zwei langjährigen Freunden und fährt fort: »Sie sehen lauter deprimirende Eindrücke. Aber diese sowie manches andere würde mir doch meine Fassung nicht rauben. Denn die Behandlung, welche ich durch meine Collegen erfahre, macht mich befangen, benimmt mir die Gewissheit, dass ich die Sachlage richtig beurtheile, dass ich das Richtige spreche und thue.«

So geht es den ganzen Sommer, bis er, als die Besetzungsfrage, wenn auch nicht in seinem Sinne, entschieden war, schreiben konnte (15. Okt. 1883): »Endlich habe ich die nöthige Ruhe wieder erlangt, Ihnen über meine Erlebnisse seit meinem letzten Briefe zu schreiben.«

Ihm weniger nahe stehende Personen, denen er nicht so rückhaltslos offen schreiben konnte, rühmen dagegen den edlen, würdevollen Ton seiner Briefe aus dieser Zeit.

Nach Niederlegung seines Amtes kam dann der Mangel an Beschäftigung hinzu. Mag sein, dass der Zudrang zu seiner Sprechstunde abgenommen hatte. Jedenfalls überschätzte er die Abnahme und empfand sie schwerer, als sie war. Die Zeit, welche durch die Praxis ausgefüllt werden sollte, war eben durch den Wegfall der klinischen Thätigkeit eine längere geworden.

»In Wien selbst habe ich fast gar nichts zu thun, nur von ferne sucht man mich auf. Man sagt, ich

habe mich von der Praxis ganz zurückgezogen.« (25. Juni 1885.)

Dagegen kommt gelegentlich auch wieder ein Brief, in dem es (17. November 1885) heisst: »Wir sind alle wohlauf, und ich habe noch immer hübsch zu thun. Meine freie Zeit fülle ich mit Nachlesen der Tagesliteratur aus.«

Diese trübe Stimmung sollte nur zu bald auch durch körperliche Leiden gesteigert und befestigt werden. Oder war sie etwa durch unbemerkt gebliebene oder nicht genug beachtete Vorgänge in dem alternden Organismus schon zum Theil bedingt?

Im Mai 1885 konnte Arlt noch schreiben: »Ein schweres körperliches Leiden hat mich nie befallen«. Am 19. April 1886 hatte er das Unglück, sich beim Herausspringen aus der Pferdebahn einen Bruch des linken Oberarmes zuzuziehen. Er selbst erzählt den Vorgang in einem Brief vom 24. April:

»Vielen Dank für Ihr Schreiben! -- Aus diesen Zeilen erschliessen Sie wohl, dass es der linke Arm ist, dessen Gelenkkopf (innerhalb der Kapsel, ziemlich quer, ohne Splitter) gebrochen wurde. Im Gefühle voller Gesundheit und Kraft beging ich Montag nach 9 Uhr die Dummheit, von einem Tramwaywagen in der Alserstrasse (während der Fahrt) abzuspringen, was ich wohl schon hundertmal gethan hatte. Es scheint, dass ich diesmal den Pflasterstein, auf den ich springen wollte, zu nahe genommen hatte, so dass mich die Flugkraft noch weiter

trieb. Ich fiel vorwärts, erst auf das rechte Knie, das mit einer Aufschürfung davon kam, dann aber links (ob auf die Hand oder den Ellbogen?), und bekam in der Schulter einen starken Schmerz. Ich ging nun durch die Pelikangasse in die Anstalt von Dr. Löw, wo ich drei Kranke zu besuchen hatte. Nach der Visite bestimmte mich der Secundärarzt Dr. Sonnenfeld, dem meine Blässe auffiel, in sein Zimmer zu gehen. Der Versuch, den Arm zu heben, war schmerzhaft; beim Betasten des Schultergelenkes bemerkte der Doktor und der dann herbeigerufene Dr. Löw Crepitation. Es war 9½ Uhr. Der nun aus dem Spitale geholte Professor Dittel richtete den Bruch (unter mässigen Schmerzen) ein und fixirte den Arm mittelst Wasserglas-Verbandes an den Stumpf. In dieser Stellung muss ich nun den Arm ruhig lassen. Ich bekam weder Fieber, noch erhebliche Schmerzen; das lästigste ist die Verurtheilung zum Nichtsthun und vorläufig zum Zimmerarrest. Schlimmer aber als das drückt mich der Umstand, dass ich, in dem Vorsatze, vom 21. bis 27. in Graupen zuzubringen, mehrere Operationskandidaten auf die ersten Tage nach Ostern hierher bestellt hatte . . . . Dass ich, wenn alles gut geht, vor sechs Wochen keine operative Thätigkeit werde aufnehmen können, ist, wie nach allen solchen Brüchen, sicher.« *)

---

*) Dr. Löw fügt einem im wesentlichen übereinstimmenden Berichte hinzu: »Als Charakteristikum für Arlt kann ich Ihnen mittheilen, dass ich in der Zwischenzeit bis von Dittel kam, nicht bei ihm bleiben

Ach! Nicht nur die gefürchteten sechs Wochen sollte die operative Unthätigkeit dauern; die heilbringenden, kunstgeübten Hände Arlt's waren für immer zur Ruhe verdammt.

Ich berichte wieder mit Arlt's eigenen Worten vom 2. Juli 1886:

»Als ich Ihnen meinen Unfall vom 19. April anzeigte, ahnte ich nicht, welche schweren Leiden mir bevorstanden. Ich bin nun so weit hergestellt, dass die Callusbildung ohne Störung erfolgt und die Beweglichkeit des Armes hergestellt ist, obwohl die Muskelschwäche noch in hohem Grade andauert. Aber das ist nicht die Hauptsache meines Leidens. Ich leide seit den ersten Tagen meines Unglückes an Schlaflosigkeit und seit Anfang Mai auch an einem äusserst lästigen Ohrensausen (nach Politzer's Anschauung: Katarrh des Mittelohres). Wie das gekommen ist? Da muss ich weit ausholen, so ungern ich es auch thue. Ihnen bin ich es schuldig. Mein Gemüth, durch vorausgegangene Schicksalsschläge erschüttert, ist durch meinen Fall vom 19. mehr als ich dachte, ergriffen worden.«

Es folgen nun ausführliche Mittheilungen über ein

---

durfte, sondern einen 4. Kranken verbinden musste, der auf die Visite sonst hätte warten müssen. Auch duldete Hofrath von Arlt nicht, dass ich ihn nach Hause begleitete, sondern ich musste einen Patienten, dem Professor Arlt versprochen hatte, er werde am Vormittag hinkommen, im Hotel Erzherzog Carl statt seiner aufsuchen und den Grund des Nichterscheinens Arlt's angeben«.

schweres Leiden, welches seinen jüngeren Sohn seit länger als einem Jahre wiederholt heimgesucht hatte.

Dann spricht er von Reiseplänen mit dem Sohne und fährt fort:

»Nach Heidelberg werde ich dieses Jahr wohl nicht kommen.« »Ob ich je wieder gesund werde? Ich kann keine ernste Lektüre vornehmen, selbst das Zeitunglesen halte ich nicht lange aus. Es ist mir immer, als ob es mir die Ohren auswärts drängte, als ob etwas Schweres auf meinem Gehirn lastete; ich muss mich immer erst besinnen, ob das, was ich beginne, richtig sei. Seit Mitte Mai schlafe ich nur mit Nachhilfe von Chloralhydrat. Wäre mein Kopf frei und hätte ich einen erquickenden Schlaf, so wäre ich ganz gesund; ich könnte wieder arbeiten. Zürnen Sie mir nicht, dass ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe. Sie können es wohl an diesem Briefe merken, dass ich mich sehr verändert habe.« »Bis zum Ende meines 74. Jahres war ich ein glücklicher Mensch. Das Schicksal meines Sohnes hat mich geknickt; meine Dummheit am 19. April hat mich elend — weil arbeitsunfähig —, wenigstens für längere Zeit, gemacht.«

Ich beantwortete diesen Brief sogleich mit der dringenden Bitte, den gewohnten jährlichen Besuch in Heidelberg, der ihm immer so wohlgethan, nicht nur nicht aufzugeben, vielmehr diesmal früher zu kommen und auch das Heidelberger Jubiläum mitzumachen.

Statt einer Antwort von seiner Hand brachten die

Zeitungen die Nachricht von der schweren Erkrankung Arlt's in Johannisbad, wohin er in Begleitung seines jüngeren Sohnes gereist war, um die Bäder zu gebrauchen. Er selbst hat später darüber in einem Dictat an seine Schwiegertochter berichtet:

»Seit meinem Armbruch im April litt ich an Schlaflosigkeit, vermuthlich weil ich gegen meine Gewohnheit nicht auf der linken Seite liegen durfte, weshalb ich mit meinem Sohne Wilhelm nach Johannisbad bei Trautenau reiste. Am Abend der Ankunft (29. Juli) machten wir noch einen Spaziergang. Es gefiel mir da sehr gut, und ich schlief zum ersten Mal seit langer Zeit ohne Schlafmittel.«

»Als ich des Morgens aus dem etwas hohen Bette stieg, fühlte ich plötzlich einen so heftigen Schmerz im linken Bein, dass ich kaum aufzutreten vermochte. Trotzdem nahm ich ein Bad. Der Schmerz verlor sich nicht; doch denkt Euch meinen Schreck, als ich beim Ankleiden zwei Zehen kreideweiss und gefühllos finde! Trotzdem kleidete ich mich an. Der anwesende Dr. Franke fand den Zustand bedenklich und liess den Chirurgen Dr. Schreiber holen.«

»Wenn der nun recht gehabt hätte, so wäre es allerdings um mich geschehen gewesen. Er hatte es nämlich für Embolie erklärt. Da wäre nun das Los des armen Dr. Jurie (der kurz vorher an Embolie gestorben war) auch das meinige gewesen. Später besuchte mich auch Dr. Pauer. Letzterer erklärte es für eine Thrombose und

schickte mich sofort nach Wien. Was ich auf dieser Fahrt ausgestanden, werde ich mein Lebtag nicht vergessen. Ich sass aufrecht und hielt das Bein mit beiden Händen unter dem Knie.«

Nach qualvoller neunstündiger Bahnfahrt kam Arlt am 31ten Mittags in Wien an. Dr. Allmayer, der ihn mit Dittel schon an dem Armbruch behandelt hatte, fand »den Fuss bis zur Grenze der Metacarpo-phalangealgelenke ganz blass, den anderen Theil des Beines bis zum Knie ganz blau und geschwollen. An der Grenze zwischen mittlerem und oberem Drittel des Unterschenkels die livide Färbung am stärksten und dort auch die heftigsten Schmerzen, mit und ohne Berührung.« Dr. Allmayer zog erst Weinlechner, dann Billroth hinzu. Kalte Umschläge minderten anfangs die Schmerzen, kurze Zeit wurden warme Kamillenumschläge versucht und dann, als sich, wie vorauszusehen, Gangrän des Fusses und Unterschenkels eingestellt hatte, mit Gypstheer verbunden.

Noch am 31. Juli Nachmittags wurde Arlt in sein Landhaus nach Pötzleindorf gebracht, wo er im Kreise seiner Familie die aufopferndste Pflege fand.

Unausgesetzte, besonders des Nachts unerträgliche Schmerzen machten den Zustand um so qualvoller, als Arlt nur schwer und erst auf vieles Zureden sich entschloss, grössere Dosen Chloralhydrat zu nehmen und ausreichende Morphiuminjectionen machen zu lassen.

Man wartete, dass sich die Gangrän begrenze, um die Amputation vorzunehmen.

Am 6. September übernahm Professor v. Dittel, von seiner Reise zurückgekehrt, die Leitung der Behandlung. Durch die grosse psychische Aufgeregtheit, den intermittirenden Puls, die vollständige Schlaflosigkeit, vor allem aber durch den Geruch, welchen die Gangrän verbreitete, fand er sich bewogen, am 10. S. die Amputation des Unterschenkels in den nekrotischen Knochen vorzunehmen. So schwer sich Arlt an den Gedanken hatte gewöhnen können, dass Gangrän eingetreten sei, so stoisch benahm er sich jetzt. Als die Knochen durchsägt waren, rief er dem Freunde scherzweise zu: »Sehen Sie nur, dass Sie jetzt in drei Minuten fertig sind«!

Die Operation war vollkommen schmerzlos und unblutig. Der Wadenlappen granulirte. Doch mussten fast täglich kleine gangränöse Randpartien abgetragen werden.

Die ersten Tage nach der Operation brachten dem Patienten eine wesentliche Erleichterung. Dann aber traten wieder Schmerzen ein, gegen welche sich alle Narkotika, selbst in grösseren Dosen, erfolglos erwiesen. Trotzdem nahmen die Kräfte zu.

Am 21. September wurde Arlt mit Unterstützung von Dr. Allmayer nach Wien in seine Wohnung übergeführt. Am 23. September wurde die Fibuladu, ebenfalls ohne Narkose und schmerzlos, ausgelöst.

Der Allgemeinzustand verschlechterte sich von da an wieder. Ein Gefühl grosser Schwäche mit starkem Zittern trat zu den, besonders bei Bewegungen, die sich auch dem Kniegelenk mittheilten, heftigen Schmerzen hinzu. Dabei

war Arlt oft kleinmüthig, fast verzweifelt. Trotz mancher dagegen sprechender Bedenken entschloss sich Professor Dittel nach zustimmender Consultation mit Professor Albert zur Amputation des Oberschenkels im untern Drittel. Dieselbe wurde in einem vorher desinficirten Zimmer von Arlt's Wohnung am 1. October, Vormittags 9 Uhr, unter Assistenz von Dr. Allmayer und einiger anderer jungen Aerzte ausgeführt. Es wurde ein oberer etwas nach aussen gerichteter kürzerer Lappen und ein längerer Lappen nach unten innen angelegt. Die Art. und Ven. femoralis waren vollkommen verstopft, so dass sie nicht bluteten. Die kleineren Aeste der Aa. circumflexa, glutaea, ischiadica dagegen spritzten*).

*) Arlt hatte sich willig in die Vornahme der Amputation gefügt. Am frühen Morgen des 1. October traf er noch Bestimmungen wegen seiner Biographie und dictirte das als Vorwort abgedruckte Codicill.

Auch hatte er selbst angeordnet, dass das amputirte Knie sogleich in das Pathologisch-Anatomische Institut gebracht würde. Herr Professor Kundrat hat die Freundlichkeit gehabt, mir das Präparat zu zeigen und mir über den Befund eine schriftliche Mittheilung zu machen.

Danach hat Arlt an einem spindelförmigen Aneurysma der Art. poplitea gelitten, welches bei allmähligem Wachsthum durch Compression der Vena poplitea deren Thrombosirung und Verödung veranlasst hatte. Unter den so erschwerten Circulationsverhältnissen ist es dann durch die schwächenden Momente, welchen Arlt durch seinen Sturz und dessen physische und psychische Folgen, sowie durch den Kummer wegen der Krankheit seines Sohnes unterworfen war, zur schichtweisen Thrombosirung des Aneurysma und während der starken Streckung des Beines beim Heraussteigen aus dem hohen Bett in Johannisbad zu einem plötzlichen Verschluss und damit zur vollständigen Unterbrechung der Circulation unterhalb des Knies, sowie zur Gangrän gekommen.

Durch diesen unerwarteten Befund wurde die Aufmerksamkeit der Umgebung, der ärztlichen sowohl wie seiner Familie, auf Erlebnisse gelenkt, welche der Kranke vom Anfang seiner Erkrankung an als in Be-

Als Arlt aus der Narkose, wegen welcher er grosse Besorgniss gehegt hatte, erwachte, fühlte er sich »wie neu geboren«, hatte keine Schmerzen und schlief dann $2^{1}/_{2}$ Stunden. Dieses Wohlbefinden hielt auch den folgenden Tag noch an. »Er ist ohne Schmerz, munter und zufrieden, isst, nimmt Madeira, liest die Zeitung. Kein Fieber, Temp. 37°.« Vom 3. October an veränderte sich der Zustand. Obwohl die Temperatur nicht stieg, und an der Wunde kein beunruhigendes Symptom auftrat, verlor sich der Appetit, stellten sich heftiger Durst, dann Verdauungsbeschwerden ein. Auf einen mehrtägigen schlummersüchtigen Zustand folgte ein Stadium grosser psychischer Erregtheit mit zeitweisen Delirien und Todesahnungen.

In den Delirien riss er sich wiederholt den Verband,

---

ziehung zu ihr stehend bezeichnet hatte. Aufgefordert, darüber im Zusammenhang zu berichten, dictirte er jetzt:

»Ich muss vorausschicken, dass ich ein Landhaus in Pötzleinsdorf besitze. Den dazu gehörigen Weingarten bearbeite ich zum Theil selbst. Es ist mir dies eine Zerstreuung, wenn ich den ganzen Tag ordinirt habe. Es war nun vor etwa 5 bis 6 Jahren, dass ich, als ich mich dabei bückte, einen heftigen Schmerz im linken Bein in der Wadengegend verspürte. Ich blieb zwei Stunden im oberen Lusthause sitzen, weil ich nicht gehen konnte. Ich vermuthete eine Zerrung. Der Schmerz verlor sich wieder. Im Verlaufe der sechs Jahre mag sich das plötzliche Auftreten von Schmerz im linken Bein etwa vier bis sechs Mal wiederholt haben. Vor zwei Jahren kam derselbe besonders heftig wieder und quälte mich durch mehrere Wochen. Im März band ich im Weingarten Ribiselstöcke (Johannisbeerstauden) an, wobei das Hauptkörpergewicht mehr auf dem linken Fusse ruhte. Plötzlich empfand ich einen Schmerz, der so heftig wurde, dass ich mich im Lusthause niedersetzen musste.«

Bezüglich des der Bildung des Aneurysma zu Grunde liegenden Leidens gewinnt nun auch eine gewisse Bedeutung, was Arlt Seite 84 über die Erkrankung seines älteren Bruders mittheilt.

jedoch ohne Nachtheil für den Stumpf, ab; am 8. October nahm er Abschied von seinen Aerzten und seiner Familie und verlangte den Geistlichen. Für die Nacht erwartete man das Ende.

Das Gefürchtete trat jedoch nicht ein. Drei volle Tage blieb der Zustand unverändert. Da erwachte er (11. October) unerwartet nach mehrstündigem Schlaf gestärkt und ruhig, mit dem Gefühl wirklich geschlafen zu haben. »Er spricht klar und zusammenhängend, erinnert sich der Begebenheiten der letzten Tage, setzt die Brille auf und dictirt wieder einige Veränderungen an seiner Biographie.«

Doch war dies nur ein vorübergehendes Erwachen. Schon am folgenden Tage traten wieder stürmische, tobsuchtartige Delirien auf. »Es macht oder steigert zeitweise vielmehr den Eindruck einer schweren Gehirnerkrankung, die vielleicht schon am 19. April mit dem Humerusbruch und der Agrypnie begonnen hat« (Schrötter, Leidesdorf). Da alle Narkotica versagten, stand man (Bamberger 16. October) von jeder Medication ab. Ohne wesentliche Aenderung in dem Zustande ging es so fort bis zum 25. October. »Auf ruhigen Schlaf folgt länger dauernde Klarheit des Bewusstseins, Theilnahme an der Umgebung. Er spielt mit seinen Enkeln, ordnet (26.) geschäftliche Angelegenheiten«.

Noch einmal tritt am 5. November eine Verschlimmerung des psychischen Zustandes auf, die bis zum 12. anhält. Von da an beginnt eine Periode des Wohlbefindens,

die alle Freunde des Kranken mit der Hoffnung einer baldigen, vollständigen Genesung erfüllte. Das Bewusstsein ist klar, er liest viel und empfängt gerne Besuche. Das Allgemeinbefinden ist vortrefflich. Am 15. werden die ersten Gehversuche gemacht, bei denen er sich kräftig mit beiden Händen und auf dem gesunden Fuss aufstützt. Der ersten Ausfahrt am 16. folgen solche von nun an täglich. Es wird alles Ernstes daran gedacht, einen künstlichen Fuss anfertigen zu lassen. Das Gerücht greift den Thatsachen vor. Man schrieb mir, Arlt ordinire wieder und fahre zu Consultationen.

Schon Ende November aber treten hin und wieder den Schlaf störende Schmerzen im Stumpf auf. Im December nehmen sie an Häufigkeit und Stärke zu. Narkotica, Fomentationen und die Anwendung Leiter'scher Kühlapparate helfen nicht. So geht das Jahr 1886 zu Ende. Das neue Jahr bringt nur Verschlimmerung. Die Schmerzen werden unerträglich. Die stärksten Dosen Morphium mässigen sie kaum auf wenige Stunden.

Dabei bleibt bei gutem Appetit der Kräftezustand noch immer befriedigend. Die täglichen Ausfahrten werden nicht ausgesetzt. Das Interesse für alle Vorkommnisse nicht nur in der Familie, sondern auch in der Stadt und der Welt wird durch fleissiges Zeitungslesen wach erhalten. Die Antwort auf die zahlreichen Briefe und Anfragen formulirt er selbst. Vom 25. November liegt ein eigenhändiger Brief vor mir, dessen Schrift die schwere Erkrankung nicht ahnen lässt. Um Neujahr heisst es in einem Briefe seines

Sohnes: »Vater hofft in den nächsten Tagen Ihnen selbst schreiben zu dürfen«. Die aus den weitesten und höchsten Kreisen unausgesetzt kommenden Beweise von Theilnahme nimmt der Dulder mit dankbarer Freude entgegen. Sein lebhaftes Freundschaftsgefühl liess ihn den Tod des 20 Jahre jüngeren Horner und des Freundessohnes, des Astronomen Oppolzer, auf das schmerzlichste empfinden.

Ueber die Ursachen der Schmerzen in dem Amputationsstumpf konnte man nicht zur Klarheit kommen. Man dachte an Osteophytenbildung, an Neurome und anderes. Die Lage der befreundeten Collegen war eine peinliche. »Dem alten Manne trotz allem Zergrübeln in meinem Gehirn nicht helfen zu können, hat mir oft trübe Stunden gemacht,« schrieb der eine.

Ende Januar entschloss man sich, den Versuch zu machen, durch Resection des N. ischiadicus die Schmerzen zu beseitigen. Billroth führte die Operation am 27. Januar unter Assistenz von Dittel aus. Sie brachte leider keine Linderung. Die Schmerzen steigerten sich vielmehr noch am Abend der Operation. Es trat Fieber mit zeitweiligen Delirien ein, die nach einigen Tagen häufiger und heftiger wurden; ein Zustand, wie nach der Amputation. Das Fieber war gering, aber der Appetit, wohl zum Theil durch die häufig nothwendigen Morphiuminjectionen, verloren, die Stimmung sehr gedrückt. Er sehnt den Tod herbei. Mit aufgehobenen Händen fleht er seine Aerzte an: »Lassen Sie mich sterben!«

Obwohl mit der Heilung der Wunde Mitte Februar

die Schmerzen nachliessen und auch im Allgemeinbefinden eine Besserung eintrat, die Temperatur sogar subnormal wurde, blieb die Schwäche die gleiche. Und als Ende des Monats sich wieder Fieber einstellte, constatirte Drasche eine hypostatische Pneumonie, die in kurzer Zeit den fürchterlichen Leiden ein Ende machte. Am 7. März um 2 Uhr Nachmittags hat Ferdinand Arlt die Augen für immer geschlossen.

Die Trauer um den Verstorbenen gab sich in Wien in weiten Kreisen und auch äusserlich durch Aushängen der Trauerfahne am Universitätsgebäude und am Allgemeinen Krankenhause kund.

Das Begräbniss fand am 9. März unter grosser Betheiligung von Leidtragenden statt. Seine irdische Hülle ruht auf dem Centralfriedhof in Wien.

LITERARISCHE THÄTIGKEIT

UND

AUSZEICHNUNGEN.

ARLT'S LITERARISCHE THÄTIGKEIT.

(Die von ihm veranlassten Arbeiten seiner Schüler sind mit einem Stern bezeichnet.)

1839. Dissertatio inaug. med. sistens Historias Amauroseos e vitiis organicis cerebri quatuor adnexis similibus, quotquot innotuere, autorum variorum observationibus etc. etc. in theses adnexas disputabitur in magna aula Carolina die 27. Nov. 1839 hora 12 matut. Carolus Ferdinandus Arlt Bohemus Superogrupnensis. Pragae.

1842. Beiträge zur Lehre vom Schielen und dessen Heilung durch den Muskelschnitt von Dr. C. F. Arlt, Assistent an der Augenklinik der Prager Hochschule. — Mediz. Jahrbücher des österr. Staates XXXVIII. S. 83—98, 196—226, 324—337.

1844. Aphoristische Bemerkungen über einige Augenkrankheiten: 1. Das Gerstenkorn. — 2. Entzündung der Drüsen an der Basis der Cilien. — 3. Die Entzündung der Meibom'schen Drüsen. — 4. Das Hornhautstaphylom. — 5. Amblyopie. — Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1844. 2. S. 76—87; 4. S. 58 bis 70.

1845. Zur Nosogenie der Katarakta capsularis centralis und der Katarakta pyramidalis. — Oesterr. Wochenschr. Nr. 10 und 11.

1845. Ueber Trichiasis und Entropium. — Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1845. 3. S. 46—55. (Modif. der Jaesche'schen Entropium-Operation.)

1845. Zur Nosographie und Nosogenie des Flügelfells. (Mit 8 Krankengeschichten.) — Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1845. 4. S. 73—92.

1846. Die Anstalten für Blinde und Augenkranke in Prag. Historische Skizze von C. F. Arlt, med. und chir. Dr., ehemaligem Assistenten der Augenklinik in Prag, und ausserordentlichem Dozenten der Ohrenheilkunde an der k. k. Ferdinands-Universität. (Mit einem Bilde von Joh. Nep. Fischer.) — Der Ertrag dieser aus dem Taschenbuch »Libussa« für 1846 besonders abgedruckten Schrift ist zur Gründung eines Stiftungsplatzes in der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde in Böhmen bestimmt. Prag 1846. Gedr. im Art.-typogr. Institute von C. W. Medan u. C.

1846. Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande, nebst einem Anhange über Augengläser, allgemein fasslich dargestellt von Dr. Arlt. — Der Reinertrag dieser Schrift ist für die Blindenerziehungs- und die Blindenversorgungs-Anstalt in Prag bestimmt. Prag 1846. Gedruckt auf Kosten des Verfassers, und zu haben in allen Buchhandlungen.

1846. Physiologische und pathologisch-anatomische Bemerkungen über die Bindehaut. Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1846. 4. S. 70—79. (Beschreibt die heute

Dermoide genannten Geschwülste als Warzen der Conjunctiva, den sogenannten Frühlingskatarrh, die Folgen von im Conjunctivalsack vergessenen Krebsaugen.)

1847. Zur pathologischen Anatomie des Auges. (Mit einer kolorirten Steintafel.) Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1847. 1. S. 44—61. — (Verknöcherung der Chorioidea sei nur Verkalkung. Befund eines glaukom. Auges. Scleralstaphylome. 4 Sectionsbefunde.)

1848. Aufsatz über Trachom. (Aspritudo conjunctivae.) Von Dr. Arlt, suppl. Professor der Augenheilkunde. Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1848. 2. S. 41—68.

1849. Ueber die Eintheilung und Benennung der Augenentzündungen. Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1849. 2. S. 1—25.

1850. Die Krankheiten des Auges für praktische Aerzte I. Bd. 1850. II. Bd. 1853. III. Bd. 1856. Prag. F. A. Credner und Kleinbub. — (In 5 unveränderten Abdrücken erschienen.)

1853. Construction eines für ärztliche Zwecke brauchbaren Orthoskops (Czermak) von Professor Arlt. Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1853. 2. S. 141.

*1854. Professor Arlt's Methode, das Symblepharon zu heilen. Beschreibung von Dr. Kittel, Assistent der Augenklinik. Prag. med. Viertelj. Jahrg. 1854. 1. S. 161—168.

1854. Ueber die Accommodation. Nach einem Vortrage des k. k. Professors der Augenheilkunde des med. Dr. Arlt, in der Plenarversammlung der med. Fakultät am 29. Mai 1854. Prag. Monatsschr. für theor. und prakt. Homöopathie. 2. Jahrg. Nr. VI.

1854. Myopischer Bau des Bulbus. Vortrag von Professor Arlt im Prag. Doctorencollegium. Dr. Altschul's Monatsschr. Prag. 1854. Juniheft.

1855. Ueber den Thränenschlauch. Anatom., physiolog. und pathol. Bemerkungen. Arch. f. Ophth. I. 2. S. 135—160.

1856. Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande. Zweite unveränderte (Titel-)Ausgabe. Prag. Credner.

* 1856. Klinik für Augenkranke des Prof. Arlt. (Eigenthümliche Art von Blepharospasmus, Bindehautblennorrhoe, Glaucoma.) Cataracta nigra. Lineare Extraktion. Aphakie. Hemeralopie. Iritis. Blennorrhoe des Thränensackes. Trachoma. Flügelfell. Retinitis. Kopiopie. Vorderer Centralkapselstaar. Blepharadenitis ciliaris. Vollkommen flüssiger Staar. Kurzsichtigkeit. Staphyloma. Lähmung der Muskeln, die vom Nervus oculomotorius versorgt werden. Prolapsus iridis, Hypopyum und Unguis. Amblyopie. Hornhautvereiterung nach Variola. Ueber den vorderen Kapselstaar. — Allg. Wien. med. Ztg. S. 30, 34, 38, 42, 46, 53, 59, 62, 67, 70.

1857. Vortrag über Staphylom von Professor Arlt. — Wochenbl. der k. k. Gesellschaft der Wien. Aerzte. Nr. 12.

1857. Ueber die Heilung des Glaukom durch Iridektomie nach Dr. A. von Graefe. Vortrag in der Ges. der Aerzte in Wien 20. April. — Wochenbl. der k. k. Ges. der Wien. Aerzte, S. 22, 26, 173, 305.

* 1857. Klinik für Augenkranke des Professors Arlt. — Hornhautstaphylom des rechten, Schwund der

Cornea des linken Auges nach Blennorrhoe der Bindehaut. Blennorrhoea neonatorum. Symblepharon. Lähmung der vom N. oculomotorius versorgten Muskeln eines amblyopischen Auges. Buphthalmus. Cataracta nuclearis nach Convulsionen. Staphyloma posticum. — Allg. Wien. med. Zeitung, S. 8, 14, 20, 40, 58, 94, 120.

*1857. Professor Arlt's Ambulatorium für Augenkranke. Von Dr. A. Voytits. — Allg. Wien. med. Zeitung, S. 195, 199, 207, 211, 215.

1857. Ueber die Behandlung der Bindehautentzündung der Neugeborenen. Jahrb. für Kinderheilkunde. Wien. 1. Heft. S. 21—44.

1857. Zur Anatomie des Auges. Arch. für Ophth. III, 2. S. 87—120. (Behandelt Form und Lage des Corpus ciliare und der Iris.)

1858. Ueber angeborenen Mangel der Augen bei einem 9 Monate alten Kinde, mit Sectionsbericht vom Oberarzt Dr. Wallmann. — Zeitschr. d. Gesellsch. d. Aerzte. S. 445. Sitzungsbericht vom 11. Juni.

1858. Freier Vortrag über die Anwendung des Druckverbandes bei Augenentzündungen. Demonstration des Liebreich'schen Augenspiegels. — Vorstellung eines mit Erfolg nach einer neuen Methode an Ectropium mit Substanzverlust operirten Eisenbahnarbeiters. — Zeitschr. der Gesellsch. der Wien. Aerzte, S. 159, 223 und 804.

*1859. Bericht über die im Studienjahre 1858 auf der Wiener Augenklinik des Professors Arlt behandelten Kranken. Bearbeitet von Dr. Businelli. —

Zeitschr. der Gesellsch. der Wien. Aerzte, S. 6, 24 und 475.

* 1859. Ueber Entzündung des episcleralen Bindegewebes (der Tunica vaginalis). — Aus dem Ambulatorium von Professor Arlt mitgetheilt von Dr. Rembold. — Allg. Wien. med. Zeitung, Nr. 15.

1859. Ueber fehlerhafte Stellung der Thränenpunkte. — Allg. Wien. med. Zeitung, S. 106.

* 1859. Conjunctivitis scrofulosa, Hornhautfistel, Pupillensperre, Iridektomie bei Glaukom. — Bericht von der Arlt'schen Klinik von Dr. Businelli. — Zeitschr. der k. k. Gesellsch. der Wien. Aerzte, Nr. 2.

* 1859. Aus der Klinik für Augenkranke des Professor Arlt, mitgetheilt von Dr. Businelli. — Oesterr. Zeitschr. für prakt. Heilkunde. — Dacryoadenitis acuta S. 675. Kapsellinsenstaar und divergirendes Schielen. Extraktion der ganzen Kapsel sammt der Linse, Heilung des Schielens durch prismatische Gläser. S. 559.

1860. Professor Arlt demonstrirt neue Augeninstrumente (Löffel von Schuft und Staarmesser von Weiss). — Wochenbl. der Zeitschr. der k. k. Gesellsch. der Wien. Aerzte. 1861. Nr. 6.

* 1860. Aus der Augenklinik des Professor Arlt in Wien. Zwei Fälle von Amaurose mit temporärer Schwellung und Vorwölbung der Sehnervenscheibe. Beobachtet vom emeritirten Assistenten Dr. Businelli. — Wiener med. Wochenschr. (Beilage Spitalzeitung.) Bd. X. S. 251, 267, 283. Anm.: Nach münd-

licher Mittheilung des Professor Arlt, welche mir erst nach Beendigung dieses Aufsatzes zukam, hat Professor von Graefe bei der Versammlung einiger Ophthalmologen zu Heidelberg am 4. Sept. 1859 über die in Rede stehende hügelförmige Vorragung der Sehnervenscheibe und ihre Beziehung zu Gehirnkrankheiten gesprochen. Businelli.

(Businelli's Untersuchungen datiren vom 14. Oct. 1858 und 28. März 1859.)

*1860. Ulcus corneae cum Hypopyo, Punction, Heilung. Aus der Augenklinik des Professor Arlt, mitgetheilt von Dr. Max Tetzer. — Wiener Medizinalhalle, S. 36.

*1861. Bericht über die auf der Wiener Augenklinik des Professor Arlt im Studienjahre 1859 behandelten Kranken. Bearbeitet von Dr. Businelli. — Oesterr. Zeitschr. für prakt. Heilkunde, Nr. 1—13.

*1861. Aus dem Ambulatorium der Klinik des Professor Arlt. Von Dr. Max Tetzer: 1. Diplopia. 2. Panophthalmitis. — Allg. Wiener med. Zeitung, S. 429.

1862. 3. Contusio palp. sup. sin; Hyphaema traumat; Commotio cerebri. — Ibid. S. 44, 55, 63. — 4. Acutes Glaukom. — Ibid. S. 192, 210, 229, 258, 282.

*1862. Ueber Cataracta. Von Dr. Max Tetzer mit Ergänzungen von Professor Arlt. — A. Wien. med. Zeitung, S. 2, 16, 23, 24.

*1862. Professor Arlt's öffentliche Vorträge. — Ueber Krankheiten der Thränenorgane. — Wien. med.

Wochenschr. XII. Spitalszeitung, S. 265, 298, 315, 323, 337, 347, 363, 371, 385, 393.

1862. Ueber Orbitalabscess mit Exophthalmus. Ueber den N. orbicularis palpebrarum. — Wochenbl. der Zeitschr. der Gesellsch. der Aerzte, S. 126 und 143.

* 1862. Bericht über die auf der Augenklinik des Professor Arlt in den Studienjahren 1860 und 1861 behandelten Kranken. Bearbeitet von Dr. R. Koller. — Wien. Medizinalhalle, S. 17, 57 und 323.

1863. Ueber den Ringmuskel der Augenlider. Mit 2 Tafeln. Arch. für Ophth. IX, 1, S. 64—98.

1863. Ophthalmia catarrhalis epidemica, beobachtet im Oct. und Nov. 1861. — Wochenbl. der Zeitschr. der k. k. Gesellsch. der Aerzte zu Wien, S. 1.

1863. Demonstration eines Kindes mit Anophthalmus congenitus duplex. Sitz.bericht vom 23. Oct. 1863. Ibidem. Nr. 43.

1863. Augendurchschnitt von Arlt und Elfinger. Zeitschr. der Gesellsch. der Aerzte zu Wien, S. 160. — Auch unter dem Titel: Horizontaler Durchschnitt des menschlichen Auges. Gez. von Dr. C. Elfinger 1862. Wien. W. Braumüller. 1875.

1863. Vortrag über Glaukom und Iridektomie. — Zeitschr. der k. k. Gesellsch. der Aerzte zu Wien, S. 207.

1864. Ueber Acne rosacea und Lupus. — Sitz.bericht der Ophth. Gesellschaft, S. 35. — Klin. Monatsbl. II. S. 329.

1864. Verkalkte Linse. Glaskörperblutung. — Sitz.bericht der Ophth. Gesellschaft, S. 70. — Klin. Monatsbl. II. 364.

1864. Vorführung eines Kranken mit scrophulöser Verschwärung der seitlichen Halsgegend, Zerstörung des Felsenbeins und dem Vorhandensein einer in der Gegend des Proc. mastoideus gelegenen, mit dem mittleren Ohre communicirenden Oeffnung. — Zeitschr. der k. k. Gesellsch. der Aerzte zu Wien, S. 466.

1865. Zum Mechanismus der Thränenleitung. — Wien. med. Wochenschr. S. 81.

1865. Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustande nebst einem Anhange über Augengläser. Mit 1 Tafel in Farbendruck. Dritte umgearbeitete Ausgabe. Prag. C. A. Credner.

1865. Ueber Anophthalmus. — Wochenbl. der Zeitschr. der k. k. Gesellsch. der Aerzte zu Wien. Nr. 49. (Sitz.bericht vom 17. Nov. 1865.)

1866. Entwurf einer Norm für die zur Erlangung des Doctorgrades an der med. Fakultät abzulegenden Rigorosen. — Oesterr. Zeitschr. für prakt. Med., S. 720, 853, 890, 907, 932.

1866. Ueber von Graefe's rektificirte Linearextraktion. Sitz.bericht der k. k. Gesellsch. der Aerzte 27. April. Wochenblatt S. 273. — Wien. med. Wochenschr. S. 605. — Oesterr. Zeitschr. für prakt. Med. S. 386. — Wien. Medizinalhalle, S. 488.

* 1866. Mittheilungen aus der Klinik des Professor Arlt von Dr. O. Becker und Dr. L. Rydel. — 1. Inflammatio tunicae vaginalis bulbi. — 2. Empyem der Lider in Folge von Trauma; Heilung. — Wien. med. Wochenschr. S. 1036, 1050, 1227.

* 1867. Bericht über die Augenklinik der Wien. Universität 1863—1865. Unter Mitwirkung des Professor F. Arlt herausgegeben von Dr. Max Tetzer, Dr. L. Rydel und Dr. O. Becker. — Med. Jahrb. Bd. XIII und XIV. — Separatabdruck bei W. Braumüller 1867.

1867. Ueber Retinitis nyctalopica. Siehe vorst. Bericht.

1867. Ein Fall von Cysticercus cellulosae im Innern des Bulbus, Entfernung desselben durch die Operation. Sitz.bericht vom 28. Juni 1867. — Anzeig. der k. k. Gesellsch. der Aerzte, S. 252; Allg. Wien. med. Zeitung, S. 223; Oesterr. Zeitschr. für prakt. Med., S. 593.

* 1867. Otto Becker. — Exposé des résultats statistiques de l'extraction linéaire modifiée (procédé de M. de Graefe) obtenus dans la clinique de M. Arlt. — Compte-Rendu du Congrès périodique international d'Ophthalmologie à Paris 12, 13 et 14 Août 1867. Paris. J. B. Baillière. 1868.

1868. Professor Arlt legt eine neue Art von Schutzbrillen (Cohn's Glimmerbrillen) in der Sitzung der Gesellsch. der Aerzte (13. März 1868) vor. — Oesterr. Zeitschr. für prakt. Med., S. 258.

1868. Zur Behandlung der Thränenschlauchkrankheiten. Hierzu Tafel IV. Archiv für Ophth. XIV, 3, S. 267—284.

1869. Zur Militär-Sanitäts-Reform. — Wien. med. Wochenschr., S. 447.

1870. Zur Lehre vom Hornhautabscesse. — Arch. für Ophth. XVI, 1, S. 1—26.

1871. Vorstellung eines Kranken mit Herpes Zoster trigem. (Rami I). Discussion über Glaukom. — Anzeig. der k. k. Gesellsch. der Aerzte, S. 801. — Oesterr. Zeitschr. für prakt. Med., S. 801.

1873. Ueber sympathische Augenentzündung. — Wien. med. Wochenschr., S. 97, 121, 145. — Separat erschienen und übersetzt von V. F. Alexander in The Medical Press and Circular. London. Juli 1873.

1874. Ueber Scleralruptur. — Klin. Monatsbl., S. 382.

1874. Operationslehre. — Handbuch für Augenh. von A. Graefe und Saemisch. Bd. III, 2. Leipzig. W. Engelmann.

1875. Ueber die Verletzungen des Auges in gerichtsärztlicher Beziehung. — Wien. med. Wochenschr. Nr. 10—34. — (Uebersetzungen: 1. Des blessures de l'oeil au point de vue pratique et médico-légal par le Dr. F. de Arlt, trad. par le Dr. P. Haltenhoff de Genève. Paris. Germer Baillière et C. 1877. — 2. Injuries of the eye and their medico-legal aspect by Ferd. von Arlt, transl. by Chas. S. Turnbull, M. D. Philadelphia. — Claxton, Remsen and Haffelsinger. 1878. — 3. De las Heridas del ojo bajo el punto de vista práctico y médico-legal por el Dr. F. de Arlt, vertida al castellano por el Dr. Rodolfo del Castillo Guartiellerz. Barcelona. José Arivet. 1879.)

1875. Zur Lehre vom Glaukom. — Allg. Wien. med. Zeitung, S. 444, 451.

1875. Discussion über Glaukom und Iridektomie von Dr. Schnabel und Professor Arlt. — Sitz.bericht

der k. k. Gesellsch. der Aerzte vom 12. und 19. Nov. — Wien. Medizinalh., S. 1134 und 1203.

1875. Zur Aetiologie und Therapie der Bindehautblennorrhoe. — Vortrag, gehalten am 7. April 1875 in der Section Wien des Vereins der Aerzte in Niederösterreich. — Mittheilungen des Vereins der Aerzte in Niederösterreich, Nr. 1—5. — Allgem. Wien. med. Zeitung, S. 129, 134, 145, 161, 173, 180, 198, 441, 451.

1876. Ueber die Ursachen und die Entstehung der Kurzsichtigkeit. Mit 2 Tafeln. Wien. W. Braumüller.

1876. Blepharoraphia medialis. (Hebung des herabgesunkenen unteren Lides.) Wien. med. Wochenschr., S. 975.

1879. Zur Aetiologie der Keratitis. — Wien. med. Wochenschr., Nr. 7—11. Separat erschienen im Selbstverlag des Verfassers.

1881. 1. Ankyloblepharon (peculiare). — 2. Spontane Berstung der vorderen Kapsel einer kataraktösen Linse. — Sitz.berichte der Ophth. Gesellsch., S. 130.

1881. Klinische Darstellung der Krankheiten des Auges, zunächst der Binde-, Horn- und Lederhaut, dann der Iris und des Ciliarkörpers. Mit einer xylogr. Tafel. Wien. W. Braumüller. — (Uebersetzung: Clinical Studies on Diseases of the Eye including those of the Conjunctiva, Cornea, Sclerotica, Iris and Ciliary Body by Dr. F. Ritter von Arlt, transl. by Syman Ware, M. D. Philadelphia. Blakiston, Son & C. 1885.)

1882. Kurzer Bericht über eine als Nachtrag mitgetheilte Abhandlung von Tamamschef, Trichiasisoperation betr. — Sitz.berichte der Ophth. Gesellsch., S. 123.

1884. Zur Lehre vom Glaukom. Mit 6 Tafeln und 12 Abbildungen im Texte. Wien. W. Braumüller.

1885. Ueber die Entwicklung des Mikrophthalmus und Anophthalmus congenitus. — Discussion. — Anzeiger der k. k. Gesellsch. der Aerzte, Nr. 17, 12. Febr.

1885. Winke zur Staaroperation. — Archiv für Ophth. XXXI, 3, S. 1—38.

1885. Verwendung der Reisinger'schen Hakenpinzette bei der Kataraktoperation. — Archiv für Ophth. XXXI, 4, S. 285—294.

ERNENNUNGEN UND AUSZEICHNUNGEN.

1839.	30. Nov.	Promotion zum Dr. med. et chir. Prag.
1840.	5. April.	Assistent der Lehrkanzel für Augenheilkunde.
—	7. Mai.	Secundarius der Abtheilung für Augenkranke.
1841.	18. Juli.	Primarius der Abtheilung für Augenkranke.
—	3. Dec.	Supplirung der Abtheilung für Augenkranke.
1842.	22. Nov.	Konceptspraktikant beim Kauřimer Kreisamt, Prag, bis 7. Aug. 1845.
1843 — 1848.		Arzt der Erziehungsanstalt für jugendliche Gesetzübertreter und des Vereins zum Wohle entlassener Züchtlinge.
—	12. Octob.	Dozent für Ohrenheilkunde.
1844 — 1849.		Referent für Ophth. der Prag. Vierteljahrsschrift.
1845.	15. Sept.	Bürger von Prag.
1846.	7. Octob.	Supplirung der ophth. Lehrkanzel.
1847.	7. April.	Docent für pathol. Anatomie des Auges.
1848.	16. Jänner.	Magister der Augenheilkunde in Wien.
1849.	22. Jänner.	Professor extraordinarius.
—	10. Aug.	Berufung nach Leipzig.
—	11. Sept.	Ernennung zum ordentl. Professor der Augenheilkunde in Prag.
1850.	27. April.	Stadtverordneter. 27. Sept. Stadtrath für die Neustadt, Prag.

1855.	April.	Mitherausgeber des Archivs für Ophthalmologie.
1856.	10. Juni.	Ernennung zum ordentl. Prof. der Augenheilkunde in Wien.
1863.	10. Jänner.	Ehrenbürger der Stadt Graupen.
1867.	12. Jänner.	Mitglied des Unterrichtsrathes, Wien.
1868.	7. April.	Ehrenbürger von Hall in Oberösterreich.
—	29. Aug.	Mitglied des Comité für Militärsanitätsreformen.
1880.	12. Nov.	Präsident der Gesellschaft der Wiener Aerzte.
1883.	1. Oct.	In Pension getreten.
1886.	2. April.	Ehrenpräsident der Gesellschaft der Wiener Aerzte.

Arlt war Mitglied (M.), correspondirendes Mitglied (C. M.), Ehrenmitglied (E. M.) folgender Gesellschaften und Vereine:

1843. Teiner Hilfsverein, M., Prag; 1844. Verein zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder, M., Prag; Erziehungs- und Heil-Institut für arme Blinde und Augenkranke, E. M., Prag; 1847. k. k. Gesellschaft der Wiener Aerzte, C. M., 1856. M.; 1849. Verein deutscher Aerzte in Paris, C. M., 1854. E. M.; Mediz. Gesellschaft in Leipzig, M.; 1851. Physikalisch-medizin. Gesellschaft in Erlangen, M.; Aerztlicher Verein in München, C. M.; 1852. Gesellschaft der Aerzte in Odessa, C. M.; 1856. k. k. priv. Scharfschützenkorps in Prag, Ehrenhauptmann; 1856. Wiener med. Facultät, M.; 1857. Medizinischer Unterstützungsverein in Wien, E. M.; 1858. Zoolog.-botan. Verein in Wien, M.; 1862. Verein der Aerzte in Kiew, E. M.; Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden, E. M.; 1865. k. Russische Universität zu Moskau, E. M.; Wiener Wohlthätigkeits-Verein, M.; 1867. Pathological Society of St. Louis, U. S., E. M.; 1868. Aerztlicher Verein in Pesth, M.; Prager Dombauverein, M.; 1869. Verein zur Unter-

stützung armer erwachsener Blinden in Wien, M.; Akadem. Gesangverein in Wien, E. M.; 1870. Militär-Veteranenverein der Bergstadt Graupen, E. M.; Verein der Aerzte in der Bukowina, E. M.; Scharfschützenkorps der Bergstadt Graupen, E. M.; 1872. Leopoldstädter Kinderspitalsverein in Wien, M.; 1876. Mitglied der Stipendienkommission der Universität Wien, M.; 1877. Wiener akademische Lesehalle, E. M.; 1882. Gisela-Verein in Wien, E. M.; Gesellschaft der Krakauer Aerzte, E. M.; Allgemeiner österr. Apotheker-Verein, E. M.; Société de Chirurgie de Paris, auswärtig. M.

1865.	7. Aug.	Caballero de la órden Imperiale de Guadelupe.
1870.	18. Mai.	Ritter der Eisernen Krone III. Klasse. — 24. Oct. Erhebung in den erblichen Ritterstand des österreichischen Staates.
1877.	14. Nov.	Titel und Charakter eines Hofrathes.
1881.	27. Jän.	Comthur des Königl. Bayerischen Verdienstordens vom heilg. Michael.
1883.	27. Febr.	Comthur des Franz Josephs-Ordens mit dem Stern.
—	18. März.	Ehrenzeichen der Gesellschaft vom rothen Kreuze zu St. Petersburg.
1884.	2. Aug.	Persischer Sonnen- und Löwenorden III. Cl.

NACHWORT.

VON

OTTO BECKER.

NACHWORT.

Als ich um Ostern 1885 zu einem Besuche bei Arlt nach Wien fuhr, hatte ich unterwegs die eben in deutscher Ausgabe erschienene Autobiographie von Marion Sims gelesen. Der Genuss, den mir das Buch bereitet hatte, ward Veranlassung, Arlt den Wunsch auszusprechen, welchem dieses Buch seine Entstehung verdankt. Nicht wenig erstaunt war ich, als ich schon nach wenigen Wochen (25. Mai) ein sauber geschriebenes Manuscript erhielt, in welchem Arlt seine Erlebnisse geschildert hatte. »Heute sende ich Ihnen das Manuscript meiner Biographie«, schrieb er dazu, »prüfen Sie, ob es sich zur Veröffentlichung durch den Druck eignet. Gehen Sie nur streng zu Werke, streichen Sie, was unpassend erscheint, und machen Sie mich auf Mängel und Lücken aufmerksam«.

Dies ward Veranlassung zu einem regen Briefwechsel. Es war schwer, Arlt dahin zu bringen, manche Stellen zu unterdrücken, welche die Befürchtung erregen mussten, dass sie, wie sein Charakter ohnehin von Vielen nicht

verstanden worden ist, leicht dazu geführt haben würden, falschen Urtheilen als Bestätigung zu dienen.

Endlich gelang es, ihn zu folgender Erklärung zu bringen: »Ich werde Ihre Winke benutzen, soweit ich es vermag; ich will Ihnen folgen, wie ungern ich auch etwas streiche, was die Motive meiner Handlungsweise betrifft.« (25. Juni 1885).

Weniger nachgiebig zeigte sich Arlt bezüglich einiger polemischer Stellen, die zu seinen Lebzeiten veröffentlicht, ihm eine Menge Verdriesslichkeiten zugezogen haben würden. Da hielt ich es für meine Pflicht, ihn zu bewegen, von der ursprünglich in Aussicht genommenen Veröffentlichung seiner Biographie während seines Lebens Abstand zu nehmen. Er gab auch dazu schliesslich seine Einwilligung mit dem Hinzufügen, dass er mich und seine Schwiegertochter, Marie von Arlt, geb. von Hönigsberg, mit der Herausgabe seiner Biographie beauftrage.

Aus der mitgetheilten Geschichte seiner letzten Krankheit geht hervor, dass er sich immer und immer wieder, selbst im Angesicht des Todes, mit Aenderungen an der Biographie beschäftigte; sie nahm zeitweise fast sein ganzes Interesse in Anspruch.

Nach seinem Tode fanden sich von der Lebensbeschreibung drei Manuscripte vor. Der ursprüngliche Entwurf vom 25. Mai 1885 und die beiden Exemplare, deren Arlt in dem Testamentskodicill vom 1. October erwähnt. Selbstverständlich haben wir das darin bezeichnete Manuscript der Ausgabe zu Grunde gelegt. Natur-

gemäss hat mir Frau von Arlt im Wesentlichen die Bestimmungen über die Art der Herausgabe überlassen, und trage ich daher allein die volle Verantwortung dafür. Um manchen Ausstellungen, die dem Buche, wie es jetzt vorliegt, nicht erspart bleiben werden, im Voraus zu begegnen, sei es mir erlaubt, mich über die Grundsätze, die mich bei der Herausgabe geleitet haben, an dieser Stelle auszusprechen.

Bei Uebersendung des ersten Manuscripts (Mai 1885) schrieb Arlt: »falls Sie es überhaupt für die Publikation geeignet finden, wäre ich gesonnen, es bei Bergmann in Wiesbaden erscheinen zu lassen, was meinen Sie dazu?« Bei einer persönlichen Zusammenkunft im September 1885, als noch beabsichtigt war, die Biographie in demselben Jahre zu veröffentlichen, einigten sich Herr Bergmann und Arlt über die Bedingungen der Herausgabe. Obgleich dieselbe dann verschoben wurde, so glaubte ich mich doch nicht berechtigt, nach Arlt's Tode einen anderen Verleger zu wählen. Ich erwähne dies, da es auffallen könnte, dass Arlt seine Biographie nicht bei seinem Verleger in Wien hat erscheinen lassen.

In welcher Weise Herr Bergmann das Andenken des Verstorbenen zu ehren gewusst hat, zeigt die glänzende Ausstattung des Werkes.

Das dem Titel voranstehende Porträt ist, Arlt's eignem Wunsche zufolge, nach der zu seinem 70. Geburtstage von Löwy angefertigten Photographie von demselben in Lichtdruck ausgeführt. Wir haben dann, um den so

charakteristischen Kopf Arlt's im Profil zu zeigen, eine in dem Atelier von Hanfstaengl in München ausgeführte Reproduction in Heliogravure des vortrefflichen Reliefs, welches der Bildhauer Bitterlich für die Pesther Augenklinik auf Veranlassung von Professor Schuleck modellirt hat, hinzugefügt.

Der in Facsimiledruck vervielfältigte Brief wurde uns von Professor Leber, an den er gerichtet ist, freundlichst zur Verfügung gestellt.

Bei der Wiedergabe des Manuscripts habe ich es mir zur Pflicht gemacht, da für die Beurtheilung einer hervorragenden Persönlichkeit auch unwichtig scheinende Dinge Bedeutung gewinnen können, an demselben, in formeller und stilistischer Hinsicht, auch nicht die kleinste Aenderung vorzunehmen. Dagegen wird man, wie ich hoffe, das Fehlen der polemischen Stellen, welche mich veranlasst haben, die Herausgabe der Biographie während Arlt's Lebzeiten zu verhindern, nicht vermissen.

Den eigenen Aufzeichnungen Arlt's habe ich ein Kapitel über seine letzten Lebensjahre, seine Krankheit und seinen Tod hinzugefügt.

Die seit seinem Tode verflossene Zeit ist zu kurz, als dass ich mich von dem überwältigenden Eindruck hätte freimachen können, den die Leiden der letzten Jahre im Gegensatz zu den Worten, mit denen er das Schlusskapitel seiner Biographie begonnen hat: »Eine schwere körperliche Krankheit hat mich nie befallen«, auf mich gemacht haben. Dies mag zum Theil wenigstens entschuldigen,

wenn das von fremder Hand Hinzugefügte zu der eigenhändigen Schilderung des Erlebten einen unverhältnissmässig grossen Raum einnimmt.

Doch habe ich mich dabei seiner eigenen Worte bedient, soweit es mir seine Briefe an mich und Diktate, die mir seine Schwiegertochter zur Verfügung gestellt hat, ermöglichten. Während der ganzen Dauer seiner Krankheit habe ich ausserdem von seinem Sohne, bald täglich, bald in grösseren Zwischenräumen, Nachricht über den Verlauf und alle Zwischenfälle der Krankheit erhalten.

Ganz besonderen Dank fühle ich mich aber verpflichtet, Herrn Professor v. Dittel für Ueberlassung der von ihm geführten Krankengeschichte auszusprechen. Ich habe sie, wie man erkennen wird, vielfach wörtlich benutzt.

Das Verzeichniss der literarischen Thätigkeit Arlt's soll zur Beurtheilung nicht allein seiner eignen Leistungen im engeren Sinne, sondern auch der Anregung, die er seinen Schülern zu geben wusste, dienen. Ich hoffe, dass es Augenärzten, die für das Werden des gegenwärtigen Zustandes der Augenheilkunde Interesse haben, willkommen sein wird.

Bei der grossen Bescheidenheit Arlt's, die sich auch in der Schilderung seines Lebens abspiegelt, habe ich es mir umsoweniger versagen wollen, ein Verzeichniss der Auszeichnungen und Ehrenbezeigungen hinzuzufügen, als er selbst ihrer kaum Erwähnung gethan hat.

Bei Durchsicht seiner Papiere hat sich eine notariell

beglaubigte Abschrift seines Taufscheines gefunden. Nach ihr ist er nicht am 18. April, sondern am 17. April 1812 geboren. Auf einem, von ihm selbst beschriebenen Blatte ohne sonst wichtigen Inhalt, giebt er als Datum seiner Geburt den 19. April an. Auch das scheint mir bezeichnend für die eigenthümliche Laufbahn des in Armuth und Dunkelheit geborenen Mannes, der an hervorragender Stelle eine Leuchte der Wissenschaft und Humanität geworden ist.

Die schmerzlichen Empfindungen, welche die aussergewöhnlichen Leiden des geliebten Mannes bei allen Theilnehmenden hervorgerufen haben, werden durch einige Thatsachen etwas gemildert, die ich noch mittheilen und auf die ich die Aufmerksamkeit hinlenken möchte.

Sein Sohn berichtet: »Es war kurz vor dem Ringtheaterbrande, als mein Vater mich eines Tags nach beendeter Ordination aufforderte, ihn mit dem Augenspiegel zu untersuchen; er bemerke seit einiger Zeit eine Vermehrung seiner mouches volantes; ich möge ihm sagen, ob ich sie mit dem Spiegel nachweisen könne. Ich erfüllte seinen Wunsch — allein wer schildert mein Entsetzen, als ich auf beiden Augen die unverkennbaren Zeichen des beginnenden grauen Staares fand! Mit äusserster Anstrengung beherrschte ich Stimme und Miene und sagte, ich könnte absolut nichts finden. Er gab sich damit zufrieden und schien beruhigt.«

»Ich aber fuhr sogleich zu seinem alten Freunde, dem verstorbenen Hofrath Joseph Skoda, und bat ihn

um seinen Rath. Er fragte, was mein Vater in solchen Fällen zu verordnen pflege, und als ich ihm sagte, dass Vater von der Wirksamkeit der Jodkalisalbe überzeugt sei und selbe stets anwenden lasse, meinte er: Nun, seien Sie unbesorgt. Ihr Vater ist ein Mann. Ich werde selbst mit ihm sprechen. Niemand soll etwas davon erfahren.«

»Dies geschah — und nie hat die langen Jahre hindurch mein Vater auch nur mit einer Silbe mir gegenüber davon Erwähnung gethan, ob und was Skoda mit ihm gesprochen. Wohl aber sagte mir Skoda gelegentlich: Ihr Vater braucht die Salbe, wovon ich mich dann in der Folge auch überzeugt habe.«

»Und er hat noch im Juli 1886 Diagnosen mit dem Spiegel gemacht, dass ich oft darüber staunte, welch' vortreffliche Sehschärfe ihm in seinem hohen Alter geblieben.« (Vergl. S. 96.)

»Erst in den letzten Monaten machte die Cataracta Fortschritte, wie ich mich überzeugte, und im November, als langdauerndes Irrereden den Gedanken an ein ernstes Gehirnleiden nahelegte, sah ich mich veranlasst, mein Schweigen zu brechen und den Professoren Leidesdorf, Dittel und Schrötter, diesen seinen bewährten Freunden und Aerzten, davon Mittheilung zu machen.«

Also vor dem Schicksal wenigstens ist Arlt durch den Tod bewahrt geblieben, dass er, der Meister der Extraction, selbst sich hätte operiren lassen müssen!

Die elfmonatlichen Leiden Arlt's, zumal der an Wechselfällen reiche Verlauf der zweiten Erkrankung,

haben an die Thätigkeit seiner Aerzte Anforderungen ganz ungewöhnlicher Art gestellt. Diese wurden noch dadurch erhöht, dass Arlt in den letzten Monaten mit einer geradezu sehnsüchtigen Ungeduld den ärztlichen Besuchen entgegensah und um ihre häufige Wiederholung bat.

Wenn nun auch die älteren Aerzte in dem Kranken den hervorragenden Collegen sahen, der im gegebenen Falle an ihnen ebenso gehandelt haben würde, und wenn auch die jüngeren dem hochverehrten Lehrer und Meister dankbaren Herzens noch grössere Opfer freudig gebracht haben würden, so muss den Schülern, Freunden und Verehrern, denen es nicht vergönnt war, irgend etwas zur Linderung der Qualen des geliebten Mannes beizutragen, doch die unablässige, selbstlose, ärztliche Sorge, Pflege und Thätigkeit umsomehr einen erhebenden Eindruck machen, als all' dieser unermüdlichen Aufopferung die Befriedigung eines günstigen Erfolges nicht zu Theil werden konnte.

Otto Becker.

ARLT'S HANDSCHRIFT:

FACSIMILE-REPRODUCTION EINES BRIEFES.

Berlin 29. Juli 1885.

Lieber College!

Ich habe einen Theil meiner freien Zeit gebraucht, meine Ansichten über die Homo-genitäten [?] niederzuschreiben, und über-sende Ihnen das Manuscript mit der Anfrage, ob Sie meinen, daß sich diese Arbeit ganz oder zum Theil, etwa nur was die Systematisirung [?] betrifft, zur Publi-cation im Archiv [?] eignen möchte. Da ich vermuthe, daß wir uns am 14. Sept. in Heidelberg treffen, so können Sie mir das Manuscript zurückstellen, oder auch früher durch die Post (bis Ende August). Sollten Sie sich für die Publication des Ganzen oder eines Theiles entscheiden, so würde ich mir den Titel noch eine kurze Bemerkung vorbehalten, nämlich: daß es nicht ein neues

HOFBUCHDRUCKEREI ALTENBURG.